Ueber die neuere Deutsche Litteratur.

Fragmente,

als Beilagen zu den Briefen, die neueste Litteratur betreffend.

Dritte Sammlung.

Riga,
bey Johann Friedrich Hartknoch. 1767.

Inhalt.

I. Eine Aussicht über die neuere römische Litteratur.

1. Die neuere Litteratur hat durchaus eine lateinische Gestalt. Da wir alles durch die Hände der Römer bekommen: so haben sie uns alles geraubt, was wir hatten. Seite 5
2. Die Wiederhersteller der Wissenschaften haben allem eine römische Form gegeben, und unter der Herrschaft der lateinischen Sprache hat die unsre sehr ihre alte Stärke verloren. 20
3. In den Schulen hat lange ein lateinischer Geist geherrscht, der Genies, brauchbare Männer, und selbst Gelehrte hindert. 35
4. Unsre wissenschaftliche Sprache hat einen lateinischen Zuschnitt, mithin die Wissenschaften selbst. 46
5. Wie fern klebt der Gedanke am Ausdruck in der Sprache des gemeinen Lebens? Anwendung auf die Schriften, die über gemeine Sachen, für den gemeinen Mann, und für das Frauenzimmer geschrieben werden. 50
6. In der Dichtkunst ist Gedanke und Ausdruck wie Seele und Leib, und nie zu trennen. 65
7. Ein wahrer Dichter muß in seiner Sprache schreiben. 75
8. Was gewinnt der neuere lateinische Dichter, und was wagt er für sich? 86
9. Was gewinnt und wagt er, wenn dieser Geschmack allgemein wird. 96
10. Wie klebt in der Weltweisheit der Gedanke am Ausdruck, sinnlich, technisch und grammatisch? 102
11. Es ist der Tod der Philosophie, nach ihrer Materie und Form den Gedanken blos eingehüllt in gewisse Ausdrücke zu betrachten. 107
12. Anwendung auf den wissenschaftlichen Vortrag. 116

II. Vom

II. Vom neuern Gebrauch der Mythologie.
1. Klotzens Einwendungen gegen sie werden geprüft Seite 123
2. Die Antworten seines Recensenten ebenfalls. 130
3. Wie fern ist ihr Gebrauch zuträglich in verschiedenen Gedichtarten. 137
4. Gränzen dieses Gebrauchs. 148
5. Vorschläge, die Mythologie als eine poetische Hevristick zu nutzen. 153
6. Einige Machtsprüche der Litt. Br. dagegen 159
7. Ein vierfacher Hevristischer Gebrauch derselben. 164
III. Von einigen Nachbildungen der Römer.
1. Von der horazischen Ode Rammlers, Klopstocks, Uz und Lange. 170
2. Vom lukrezischen Lehrgedicht: Von Haller, Witthof und Creuz: Plan zu einem philosophischen Gedicht über die menschliche Seele. 206
3. Von Nachahmung der lateinischen Elegien: eine schöne Abhandlung der Litt. Br. mit elegischen Anmerkungen begleitet. 220
4. Von der satyrischen Laune des Horaz und Klotz: nebst einigen neugierigen Fragen darüber. 252
5. Können wir deutsche Ciceronen haben? 265
6. Sollen wir sie au[f] den Kanzeln haben? Der Versammlung, d[e]m Zwecke, der Sprache nach. 274
7. Ein Anhang von einigen Streitigkeiten der Litt. Br. mit Klopstock und Cramer. 295
IV. Nachschrift. 323

Ueber

Ueber die neuere deutsche Litteratur.

Dritte Sammlung.

Fragmente.

I.

Von der neuern Römischen Litteratur.

Alle allgemeine Urtheile über die Litteratur eines ganzen Landes sind schwer, und unsicher. Wo soll man stehen, um sie zu übersehen: hoch über ihr; oder in ihrer Sphäre? Ueber ihr: wer kann sich dahin heben? ausser der Denkart eines Volks von ihr richtig urtheilen? Wer mag es wagen, die Erde, seine Mutter und Nährerinn, zu verlassen, und mit Flügeln, die uns die Natur nicht gab, sich in eine luftige Wolke heraufzusezzen, um ein kritisches Meteor vorzustellen? — Und ist man selbst ein Punkt des Kreises: wie kann man, wenn man nicht der Mittelpunkt ist, den ganzen Cirkel übersehen: er vertieft sich uns in Schatten, die Aussicht wird schief und unvollständig: warum? man stand selbst in der Reihe, über die man urtheilen wollte:

man war selbst nach der Form solcher Denkart gebildet: man hätte, wie Archimedes, einen Punkt außer der Welt haben müssen, um die ganze Welt zu bewegen.

Ein Vernünftiger geht also zu solchen Betrachtungen über das Allgemeine mit einer Art von Blödigkeit: er gibt seine Aussichten für nichts als Erscheinungen an: er geberdet sich nicht wie auf einem Richterthrone in den Wolken des Himmels; er tritt aber auch nicht in eine Höhle, um mit knechtischer Bewunderung heraufzublicken: sonst können freilich alle seine Beobachtungen, Gesichte eines verrückten Kopfs scheinen.

Aber er bittet seine Leser, als Freunde, auf einen benachbarten Hügel: entdeckt ihnen, was er gewahr wird: befragt sie um das Urtheil ihrer Augen; sehen sie nicht einerley, so wird der Weise über diese Verschiedenheit des Anblicks sich wundern, und das untersuchen, woher der Irrthum komme: aber schlechthin verlachen, oder für Thoren schelten, das thun nur die, so die Sprache des Kuckuks lieben. — Wer je die Wahrheit einer

nes der schönsten Bilder aus dem Lukrez erfahren, da er sein zweites Buch anfängt:

Suaue mari magno turbantibus aequora ventis
E terra magnum alterius spectare laborem - -
Suaue etiam belli certamina magna tueri
Per campos instructa tua sine parte pericli:
Sed nil dulcius est, bene quam munita tenere
Edita doctrina sapientum templa serena
Despicere vnde queas alios, passimque videre
Errare, atque viam palantes quaerere vitae
Certare ingenio, contendere nobilitate
Noctes atque dies niti praestante labore
Ad summas emergere opes, rerumque potiri. - -

Wer dazu gebauet ist, um die Schönheit, nicht dieser Beschreibung, sondern dieses Anblicks zu fühlen; dem wird mein erstes Fragment Gelegenheit geben, über seinen Inhalt selbst mehr nachzudenken.

I.

Die Litteratur der neuern Zeiten hat sich im Innern so sehr nach einer lateinischen Form gebildet: daß, wenn wir, auch in Deutsch-

land, auf einige Augenblicke, als Fremde einer andern Zeit und Denkart sehen wollen, wir diese Römische Gestalt nicht verkennen können.

Nehmet den historischen Faden der Weltbegebenheiten, so wie er sich in unserm engen Gesichtskraise fortgeleitet, durchflochten, verwickelt, und endlich halb entwickelt, halb zerrissen hat: — und nun sehet! an welchem Ende hat Deutschland ihn gefasset; an welcher Stelle hält es noch bis jetzt? — Leser! laß die Geschichte reden: Der feine Griechische Geschmack in Sprache, Wissenschaften, und Künsten, muß erst unter dem Römischen Himmel halb verbleichen, und seinen Duft verhauchen: **Wahrheit** und **Schönheit** halb verwelkt trauret, wie eine sinkende Blume — und nun kommen Nordische Horden, diese Blume ganz zu zertreten. Die verdorbne Römische Litteratur mischt sich mit den rohen Begriffen ihrer Ueberwinder: Römer und Barbarn vermischen ihre Denkart: ein heiliger Orientalisch-Hellenistischer Geschmack kömmt dazu, um ihr eine

neue

neue Richtung zu geben. So gären Griechisch-Römisch-Nordisch-Orientalisch-Hellenistische Dämpfe ganze Jahrhunderte: sie brausen gewaltig auf: die Hefen sinken endlich langsam, und nun! was ist ausgegähret? ein neuer Moderner Geschmack in Sprachen, Wissenschaften und Künsten. Habe ich wider die Geschichte geredet? — Nein! — Und wäre es also nicht eine nützliche Bemühung für einen Historisch-Philosophischen Scheidekünstler, diesen Geschmack in seine Theile aufzulösen: und für eine ganze Nation das schwere Geschäffte zu übernehmen: eine Geschichte des menschlichen Verstandes zu liefern — über das ganze Menschliche Geschlecht? — wer kennet dies? — nur über die Völker, die auf uns einen wirklichen Einfluß gehabt! — und über ihren ganzen Geist? Auch nicht! Er forsche nur, wie nach den verschiednen Wanderungen und Verwandlungen der Geist der Litteratur seine gegenwärtige Gestalt angenommen. Solch ein Werk würde den entweiheten Namen: histoire de l'esprit humain

main und Geschichte des Menschlichen Verstandes wieder adeln.

Uns befremdet diese Gestalt nicht, oder wir werden sie gar nicht mehr gewahr, da wir ihrer gewohnt sind: aber was würde ein alter Weiser aus Orient oder Athen in einem großen Theile der Wissenschaften erblicken? — Ist das wundersame Bild ein Traum, das ich in meiner Einbildung vor mir sehe, und das auf seiner Stirn den Namen trägt: Neuere Litteratur der Völker? Es ist ein großer Colossus: sein Haupt von Orientalischem Golde, das meinen Blick tödtet, weil es die Stralen der Sonne zurückwirft: seine hochgewölbte Brust glänzt von Griechischem Silber: sein Bauch und Schenkel vestes Römisches Erz: seine Füße aber sind von Nordischem Eisen mit Gallischem Thon vermengt — ein ungeheures Wunderwerk der Welt: die Anbetung eines Volks, das Geschöpf langer Jahrhunderte und Geschlechter: ein prächtiger unabsehbarer Anblick: sein Haupt raget über die Wolken: mein Auge erhebet sich kaum bis an seine Brust, und

fällt

fällt matt zum Boden zurück: ich falle nieder und bete an! = = =

Wer da will, erkläre dieses Traumbild auch von der ganzen Form unserer Litteratur in Deutschland: ich eile zu meinem Zweck. — Die alten Deutschen nannten die Sprache der Römer, eine barbarische, fürchterliche und hochmüthige Sprache, weil das Volk sie redete, das zum Herrschen über die Welt gebohren zu seyn glaubte. Sie war das unglückliche Werkzeug, das freien Nationen Despotische Gesetze gab: durch sie machten die Römer zu Geiseln die Kinder und die Väter zu Sklaven: durch sie und durch die Wissenschaften, die mit ihr eingeführet wurden, wanden sie tapfern Nationen das Schwert aus der Hand, daß sie den Arm entnervt sinken ließen, und den Becher der Ueppigkeit annahmen; durch sie suchten die Römer, die Haine der Deutschen Tapferkeit, Freiheit und Aufrichtigkeit zu zerstören, die Bewohner dieser Wälder in Städte und Schulen zu zwingen, und sie mit Gelehrsamkeit und Unglück zu beschenken. Daher schauderten die Deutschen vor dieser Sprache, und fochten gegen sie un-

überwindlich — arme Helden! tapfre Väter! ihr strittet vergebens: eure Urenkel nahmen endlich diese Fessel der Freiheit halb gezwungen, halb willig an, als eine Fessel der Ehre — am Altar!

Wir sehen diese dunkle Zeit oft aus einem viel zu einseitigen Gesichtspunkt an: Karl der große wird als ein Ruhmwürdiger und verdienstvoller Monarch angepriesen, der die Deutsche Sprache und Dichtkunst geliebt, die lateinische Sprache und mit ihr die Wissenschaften, die Religion, und mit ihr das Glück ausgebreitet hätte. — Betrachtet ihn näher, und sein Verdienst sinkt, wenn sein Ruhm billig pranget: er ward ein unglücklicher Mann, der als ein Geschöpf von Rom, ein Sohn des Pabstes, ein Eiferer bis zur Menschenfeindschaft, ein Vertilger der Bardischen Litteratur, der Vater eines unglücklichen Geschlechts, blos eine neue Epoche voll Unruhe, Unheil und nie zu erstattenden Schadens anfing — und das alles ohne Schuld und meistens wider seinen Willen.

Mönche und Fränkische Priesterhorden führten, das Schwert in der einen, und das Kreuz

in der andern Hand, den Götzendienst des Pabstes, die schlechtesten Trümmern der Römischen Wissenschaften, und den niedrigsten Gassen- und Kloster-Dialekt der Römischen Sprache in Deutschland ein: drei Schwestern der Barbarei und des Unglücks, die mit verschlungenen Händen triumphirend einzogen, und das Joch über eine Nation warfen, der es schwer fiel, es zu tragen, die unter allen Ländern Europens am meisten darunter gelitten und vielleicht noch leidet. Die Lateinische Religion lehrte gedankenlose Hartnäckigkeit im Behaupten, die Lateinische Litteratur erstickte den Geist, und schnitzelte den Geschmack an Spekulationen und Unsinn, die Mönchssprache führte ewige Barbarei in der Sprache des Landes ein. — Und diese Sündfluth muß viele Jahrhunderte durch in fauler Ruhe stehen, bis sie sich in das Mark der Litteratur einzog, den Geist der Nation vergiftete, und in Gelehrsamkeit und Sprache und dem äußern Zustande, der die Form zur Bildung ist, ewige und unauslöschbare Eindrücke nachließ. So bildet in dem zarten weissen Leim der Toscanischen Marmorbrüche eine

faule

faule Sumpfader ewige Figuren: sie härten sich, werden polirt, ihnen wird nachgeholfen, und nun findet ein Thor in ihnen, weise Spiele der Natur, vortreffliche Risse der Kunst, Schönheiten, die zum wirklichen Wesen des Marmors gehören sollen.

Wie aber? Ist nicht dies Labyrinth durch die christliche Barbarei immer noch ein Richtsteig gewesen zum Tage, zur Mittagssonne? Wie wenn Deutschland seinem natürlichen Fortgange der Kultur überlassen geblieben wäre, sollte es denn durch sich selbst, in so kurzer Zeit, so hoch gekommen seyn, als es ist? Die fremde Zumischung von Hefen war eben ein Gährungsmittel, es zu reinigen: hätte es sich selbst klären sollen, es stünde noch trübe. — „Ich habe so wenig Macht, alles dies völlig zu läugnen, als der andre, es völlig zu behaupten: Weißt du denn, ob die Römische Barbarei dir in Betracht der Bardischen Barbarei, raubte, oder zubrachte: ob sie mehr niederriß, oder besser bauete? — Und siehe! sie hat dir alles so weit geraubt, daß du nicht einmal urtheilen kannst: indessen besiehe die einzelnen Ueberbleibsel einiger

benach-

benachbarten Barbarei, welche der Römischen Wuth entronnen sind: so wirst du vielleicht diese Bardische Barbarei mit andern Augen anzusehen anfangen, als du sie gemeiniglich sahest: du wirst zweifeln!

Jetzt denke weiter! Kein grösserer Schade kann einer Nation zugefüget werden, als wenn man ihr den Nationalcharakter, die Eigenheit ihres Geistes, und ihrer Sprache raubt: überdenke dies, und du wirst den unersezlichen Schaden sehen. Nun suche in Deutschland den Charakter der Nation, den ihnen eignen Ton der Denkart, die wahre Laune ihrer Sprache: wo sind sie? — Lies Tacitus, da findest du ihren Charakter: „die „Völker Deutschlands, die sich durch keine „Vermischung mit andern entadelt, sind eine „eigne, unverfälschte originale Nation, die „von sich selbst das Urbild ist. Selbst die „Bildung ihres Körpers, ist in einer so gros„sen Menge Volks, noch bei allen gleich: „u. s. w.„ Nun siehe dich um, und sage: „die „Völker Deutschlands sind durch die Vermi„schung mit andern entadelt, haben durch „eine langwierige Knechtschaft im Denken,

„ganz

„ganz ihre Natur verloren: sind, da sie lange „Zeit mehr als andre ein tyrannisches Urbild „nachgeahmt, unter allen Nationen Euro„pens, am ungleichsten sich selbst.„ Mit ihren Wäldern ist ihre Freyheit ausgehauen; den Winden und fremden Sitten ein Durchzug verschaffet: für Sonnenstralen und fremde Gewächse Raum gemacht: der Aberglaube erniedrigte die Denkart in den Staub, die subtile Spitzfindigkeit gab ihrem Geiste verunstaltende Krümmung: die Sprache erlag. Haben wir mehr bekommen, oder aufgeopfert? Das zähle ein Weiser nach, der den Päbstischen Aberglauben mit der alten rauhen Tugend, die Politischen Unruhen mit der alten rauhen Stille, den Auskehricht der Mönchsgelehrsamkeit mit der alten Bardischen Armuth, die sogenannte bäurische Römische Sprache mit der Altdeutschen zusammenwägen könnte: Wäre Deutschland blos von der Hand der Zeit, an dem Faden seiner eignen Kultur fortgeleitet: unstreitig wäre unsere Denkart arm, eingeschränkt; aber unserm Boden treu, ein Urbild ihrer selbst, nicht so misgestaltet und zerschlagen.

Wer

Wer die Geschichte kennet, wird die Ursachen wissen, warum Deutschland mehr als andre Nationen in dieser Päbstischen Barbarei gelitten, und unter den meisten Völkern seine hohe und edle Originaldenkart sich hat müssen rauben lassen: weil seine Lage, seine Politische Verfassung u. s. w. es fesselte, und selbst bei der Wiederauflebung der Wissenschaften fesselte. O wäre es in diesen Zeitpunkten eine Britannische Insel gewesen!

Der Lauf der Dinge, der Wurf der Zufälle ist freilich nicht zu ändern: wie aber? wenn Europa eine Sklavinn von dem Griechischen Konstantinopel gewesen wäre, statt vom lateinischen Rom? — Immer lieber und besser in Absicht auf Religion, Gelehrsamkeit und Sprache. Diese Hypothese können die überdenken, die da glauben, es sey nothwendig eine Wolke der Unwissenheit dazu nöthig, daß hinter ihr eine Juno entstehe. Wie? wenn es eine Denkungsart und einen Geschmack im Allgemeinen gibt, der sich, trotz aller Umwandelungen der menschlichen Natur und der Völker der Welt, aufrecht erhält, und wieder erhebet:

so

so untersuchet bey dieser großen ungeheuren Behauptung, auch die kleinere Hypothese: ob es der Denkart des Ganzen vortheilhafter ge- wesen wäre, unter Rom oder Griechenland zu stehen.

Sollte es nicht verdienen, daß man dem Leitfaden in den dunkeln Zeiten sorgfältig nachginge, wie sich allmälich der alte Geist der Deutschen verlohren, und der neue Geist gebildet habe? — Sollten es nicht die Zei- ten der schwäbischen Kaiser verdienen, daß man sie mehr in ihr Licht der Deutschen Denkart sezzte: wir sind den Schweizern al- len Dank schuldig, daß sie durch die Aus- gabe einiger Denkmäler dieses Zeitalters ei- nen etwas hellern Stral auf die Litterarseite dieses Jahrhunderts geworfen. — Sollte es nun nicht Friedrich der zweite aus diesem Hause insonderheit verdienen, daß ein Ken- ner der mittlern Geschichte ihn mehr in sein Licht setzte, da er jezt blos in der Dunkelheit hervorschimmert. Dieser Mann, den der Schutzgeist Deutschlands brauchen wollte, um der Wiederhersteller der Griechischen und Morgenländischen Litteratur, der ächten Rö-

mischen

mischen Sprache, der Weltweisheit und Naturkunde zu seyn, der selbst ein Kenner voll Gelehrsamkeit und Geschmack war, der aber, ohngeachtet aller seiner Mühe, nichts als der Märtrer seiner Zeit wurde: dieser Ruhmwürdige Kaiser hat nicht einmal das leidige Verdienst, von unsrer Zeit, als der Morgenstern eines bessern Tages in allem seinem Lichte betrachtet zu werden. — Die Wolke, die auf dieser Zeit lag, muste jeden Keim der Weisheit ersticken: jeder Fromme war Barbar und Knecht, und jeder, der sich unterstand, weise zu seyn, heißt in der Geschichte ein Dummer, und Gottloser, oder ward gar ein Unglücklicher. — Sollte es also Rudolph von Habspurg auch blos aus Unwissenheit gethan haben, daß er die Muttersprache Deutschlandes so weit einzuführen suchte, als er konnte: — man hätte dies lange vor ihm thun sollen. Jedoch ich schreibe keine Geschichte über diese Zeit, da Deutschland an Geist und Körper unterdrücket, durch Zwietracht, Unwissenheit und Bosheit entnervt, völlig seinen Charakter verlohren.

Non sum, qui bellum Troianum orditur ab ovo;
Semper ad eventum festino atque in medias res
Non secus ac notas, auditorem rapio - -

Es kam endlich der Zeitpunkt, da alles eine neue Bildung bekam: Denkart und Religion, Gesetze und Sitten: es kam die Zeit, da die Gährungen ganzer Jahrhunderte sich senkten, die in Staub gesunknen Nationen sich erhoben, und ein Land nach dem andern die Finsternisse zerstreuete, und sich zu einem neu aufgehenden Lichte drängete: es kam die Zeit, da die Wissenschaften wieder auflebten, und sich die Natur der Menschen umschuf. — Darf ich weiter schreiben? —

Nein! ich darf nicht: so bald ich die Mährchen von goldnen Zeitaltern der Wissenschaften als historische Wahrheiten betrachten muß: so bald die herrschende Meinung ein unumstößlicher Grundsatz wird: daß nach einer langen Barbarei sich auf einmal eine allgemeine, und vollkomne Weisheit hervordränge, daß auf einmal eine Wiederherstellung möglich sey, da ganze Nationen ihre ganze Denkart völlig ändern, ein allgemeines Nachdenken die Verirrten aus den tiefsten

Wüsten

Wüsten völlig zu der richtigsten Straße nicht hinführe, sondern durch ein Wunder hinwerfe: daß jede falsche Farbe abgestrichen, der falsche Geschmack völlig umgeschmolzen, die ganze Bildung umgeschaffen werde, so bald drei glänzende Muster erscheinen: kurz! wenn jene wunderbare Umwandelungen Statt finden, die die Mitternacht zum Mittage machen: ich sage, so bald diese glänzende Poetische Mährchen die Merkstäbe sind, zu denen man in der Geschichte des menschlichen Verstandes alles hinleitet, und alles ableitet: so kann ich nicht schreiben.

Fände ich aber einen Leser, der diese wunderbare plötzliche Revolutionen unmöglich findet: der mit mir überdenket, wie sie ihrem Innern nach dem menschlichen Verstande, und der Analogie aller Begebenheiten, zuwider seyn; wie selbst die Verderbungen und Sündfluthen über Gelehrsamkeit und Geschmack, die doch weit eher hinreißen, nicht durchaus auf die letzte Stuffe mit einem mal sinken, sondern sich allmälich neigen, und endlich zuletzt, mit einer beschleunigten Kraft in den Abgrund stürzen; wer sich Zeit nimmt,

die Ursache zu überdenken, woher so ein plötzlicher Morgenstral uns in entferntern Zeitaltern wie eine Mittagssonne scheine; der wird meine folgende Anmerkungen nicht schlechthin verwerfen, und sie vielleicht wahr und nützlich finden.

2.

Das weiß man, daß die Griechischen Musen nach Italien flüchteten, daß die Apolls dieser Musen, die von Medicis, unsterbliche Verdienste um die Erweckung der Litteratur haben: daß von hieraus die Reformation der Wissenschaften in die übrigen Länder ausgegangen. Weiß man nun die Geschichte dieses Zeitpunktes genau: so prüfe man folgendes:

Ists nicht Schade, daß die Wissenschaften ihren Lauf dergestalt nahmen, daß sie sich so gleich in eine neurömische Kleidung einhüllten, und in dieser Gestalt den Völkern erschienen? Statt, daß man die Alten hätte erwecken sollen, um sich nach ihnen zu bilden,

und gleich den zarten ersten Eindruck darauf richten sollen, um von ihnen den Geist sich einhauchen zu lassen, den man braucht, um nach seiner Zeit, und in seinem Lande, wahre Größe zu erreichen: so blieb man bei der äußern Schale stehen, lernte was die Alten gedacht, statt wie sie zu denken, lernte die Sprache, in der sie gesprochen, statt wie sie sprechen zu lernen. Man weiß, wie wenig originalen Geist man in diesen übrigens sehr verdienten Philologen antrift: und man muß über die Schwäche des menschlichen Geistes die Achseln zucken, wenn man sieht, wie das Denken unter der Last der Gelehrsamkeit erliegt, wie die Erfindung sich bei dem künstlichen Nachahmen zerstreuet, und die schöne fremde Sprache den Dialekt des Landes zäumet.

Dazu kömmt noch, daß die großen Wiederhersteller der Wissenschaften oft, so wie die, so plötzlich voll Bewunderung staunen, und auf das erste, das beste ihr Auge heften, nicht immer das Wichtigste durchforschet, und nicht immer den ächten griechischen Geist gekostet. Uebermannet und betäubt vom Vor-

urtheile des Ansehens fiel der ermüdete Blick auf Nebenzüge, die da eher verwirrten, als zum Ziel führten. Urtheile, mein Leser, der du dies Zeitalter kennest: wie nutzet Marsilius dem Plato in seiner Uebersezzung und Erläuterung? Hat nicht Politianus den Homer, wie es scheint, romanisiret? Und wenn Poggius sich mit seinem Quintilian, Gasparion, Valla, Manutius, Bembus u. s. w. sich so mit ihrem Cicero umhüllten, daß sie blos mit ihm dachten, sahen und sprachen — gab dies nicht immer dem ganzen Gebäude der Wiederherstellung eine Römische Richtung. Man verstrickte sich in gelehrten Geiz zu sammlen, der sehr leicht aus dem Gefühl der Armuth und Noth entspringt, und vergaß, sich in den Stand zu setzen, etwas zu verdienen, weil man vom Raube leben konnte, oder sich zum Selbstverdienen zu schwach fühlte.

Auf diesen Fuß gingen die Verbesserungen in die Länder Europens. Der Spanische Vives und Sanktius, die Wiederhersteller der Litteratur in Frankreich und England; in Deutschland die Agrikola's, Regiomon-

giomontans u. s. w. was waren sie? Philologen, die in Italien meistens gezogen, lateinisch dachten, und die Wissenschaften, die sich zur neuen Form gebaren, mit lateinischem Wasser tauften. Die lateinische Form hat sich von diesem zarten Alter an sehr erhalten: der Zuschnitt der Gelehrsamkeit, die Stiftung und Einrichtung der Akademien, die Zunftgesezze der Litteratur, die Schulen und die Bildung im Ganzen ward Römisch — und ist es noch.

In Deutschland hat Luther in diesem Gesichtspunkt unendlich Verdienst. Er ists, der die deutsche Sprache, einen schlafenden Riesen, aufgewecket, und losgebunden: er ists, der die scholastische Wortkrämerei, wie jene Wechselertische, verschüttet: er hat durch seine Reformation eine ganze Nation zum Denken und Gefühl erhoben. Laß es also seyn, daß ihm der feinste Pedant, den vielleicht die Welt gesehen, Erasmus, Schuld gab; er thäte der lateinischen Litteratur Abbruch — Dieser Vorwurf bringt ihm keine Schande, und man darf ihn also nicht wider die Geschichte läugnen: denn lateinische Religion, schola-

stische Gelehrsamkeit und Römische Sprache waren zu sehr verwebt in einander.

Das seltsame Urtheil des seel. Christs ist nur dem ersten Anblick nach selten: die deutsche Sprache habe seit dem 16ten Jahrhundert viel von ihrer Vortreflichkeit verlohren. Betrachtet man es näher, und hat wahres Gefühl von der innern Stärke einer Sprache: und vermag die wichtigen Vortheile der Schwäbischen Sänger, und die körnichte Sprache deutscher Schriftsteller voriger Zeiten; oder auch nur den Vater Opitz in seiner Prose und Poesie zu schmecken: so muß man bei der Rückkehr zu unsrer neueren Sprache, man muß ausrufen: das ist ganz ander Deutsch! Jenes hat ganz andre Fehler und ganz andre Schönheiten; der Geist hat sich verändert. Alsdenn werden freilich die Neulinge unsere junge Mundart loben, und sie haben Recht; denn unstreitig ist sie geläufiger und runder im Perioden, artiger in Bestimmung der Wortwürde, und künstlicher geworden. Aber ein ächter Deutscher wird sich aus dieser rauhen und einfältigen Sprache unendlich viel zurückwünschen; er

wird

wird sich die Mühe nicht verdrießen lassen, in dem Kothe der alten deutschen Ennius Gold zu suchen: er wird alsdenn denen fluchen, die uns diese Sprache entwandt; er wird dem Eigensinne des guten Christs wenigstens völlig Recht geben, da er erst über ihn lachte. Kommet her, ihr neuern schönen Geister, ihr Französirenden Wizzlinge, ihr Prosaisch-Poetische Stolperer, ihr berühmten Wochenschriftsteller, ihr gelehrten Weisen im akademischen Paragraphenstil, ihr erbaulichen Redner im Kanzelstil: versucht es doch, aus euren reichen Vorrathskammern ein Buch unsres Jahrhunderts zu suchen, das in Absicht der Schreibart die Würde der Bibelübersetzung des Luthers erreichte. Versucht es, diese arme, simple, veraltete Bibelübersetzung, über die mancher Neuling am Geschmack spottet, mit einigen neuern Verbesserungen zusammen zu halten. Leset Luther, und denn den Wertheimer in seinem Paragraphenstil, mit Wolfischen Kunstausdrücken verbrämt; ihr werdet solch einen Unterscheid finden, als zwischen dem Griechischen Homer, und dem Deutschen Homer, wenn

er in der Sammlung alter Reisebeschreibungen, als ein reisender Schulmeister in Paragraphen übersezzt ist. Und doch ist der Wertheimer in seiner Vorrede ein wirkliches Muster der Schreibart: was soll man nun sagen, wenn man Dammische Uebersezzungen, oder Akademische Paraphrasen lieset — ich rede hier blos von der Schreibart nach ihrer innern Stärke.

Die Litt. Br. führten aus Lohenstein * ein Muster des Prosaischen Styls an: wir könnten aus vielen Schriftstellern der vorigen Jahrhunderte noch mehr Beispiele geben, daß der gute körnichte Vortrag nicht so fremde gewesen, als man meynt. Die deutsche Sprache aber kroch meistens unter akademischen oder homiletischen Fesseln: sie hatte keinen Glanz, keine Reinigkeit, aber innere Stärke mangelte ihr nicht. Der ganze Schade war: man sahe sie als keine gelehrte Sprache an, denn dazu war allein die Lateinische gekrönt: man achtete sie blos als die Sprache des gemeinen Volks, und unterließ

ihre

* Litt. Br. Th. 21. p. 139.

ihre Cultur. Wer dies Jahrhundert kennet, wird mir Recht geben, daß blos die lateinische Sprache die unsrige zurückgehalten, weil man bei den gelehrten Zänkereyen, die mit zum herrschenden Ton des Ganzen gehören, theils der scholastischen Handwerkssprache, theils der schönen lateinischen Sprache nöthig hatte. Man gehe die besten Schriftsteller dieser Zeit durch: entweder Römisch- oder Akademisch Latein ist ihre Mundart: die Muttersprache ward als eine Mundart der Mütter, der Weiber und der Ungelehrten angesehen. Ists nicht eine wahre Schande dieser Zeit, daß es große und schönlateinische Schriftsteller dieser Zeit gibt, die in ihrer Sprache Barbarn waren, daß es Masorethen der Prisciane gab, die jede deutsche Zeile lächerlich machte, die die Prosodie Anakreons verbesserten, und ihre Sprache in Schlacken ließen: Deutsche Römer, die der genius seculi in seiner genealogia criticorum so ziemlich herzälet.

Endlich fing man an, beschämt von den Nachbarn ringsumher, die Sprache zu bessern, — aber wie? — als eine gelehrte

Spra-

Sprache, um vielleicht die scholastische Lateinische einzuschränken? nein! denn das hätte von Akademien geschehen müssen, und hier regierte noch Aristoteles! — als eine gelehrte Sprache, um uns, statt des schönen Lateinischen Stils, einen schönen Deutschen Bücherstil zu geben? — das hätte von Schulen aus geschehen müssen, und da herrschten noch Römische Monarchen! Wie denn? — Großer Gott! als eine Politische, als eine Galante, als eine Reimreiche Sprache suchte man sie zu bilden: war das nicht am umgekehrten Ende? Und wer unternahm diese Schöpfung zum Politischen, zum Galanten Stil? Etwa Hofleute — nein! treufleißige Schulrektors, Uhsens, und Weisens, und Hübners (von welchem letztern ich hier nicht weiter, als in Bildung der Sprache, urtheile.) Und wie bildeten sie ihn denn Galant? nach Franzosen, durch eine Sündfluth französischer Wörter: nun kamen die Menantes und Talanders und zehn andre Anders: so war die deutsche Sprache von einer andern Seite gemißhandelt.

Gottsched erschien, und „der hat doch „aus der Sprache gewiß alles Latein und „Französisch so glücklich weggeschwemmt, daß „einem wackern Deutschen kein Lateinisches „Wort mehr in die Feder kommen muß! „Ja, das hat er gethan! Er hat als ein ruhmwürdiger Goldfinder (nach der Bedeutung dieses Worts im Englischen) den Stall des Augias mit Herkulischer Hand durchwässert und gereinigt, und hat mit eben so tapferer Hand seinen Ruhm an jedes Fenster des gereinigten Pallastes geschrieben und schreiben lassen: Dies ist sein Verdienst — Aber dazu braucht man ja auch blos gesunde Augen und einen guten Kopf, zu sehen, daß er die Deutsche Sprache viel zu Lateinisch behandelt, wie es ihm Heinze und andre mit Recht gesagt. Und so ward sie wäßericht, und wenigstens die deutsche Grammatik wieder nach lateinischem Leisten: man verachtete die alte deutsche Kernsprache *. Seine Nach-

* Zum unsterblichen Ruhm des Hrn. D. Trillers muß ich, damit ich nicht zu den „ unbändigen und gallsüchtigen Mückenseigern, zu

Nachfolger, und zum Theil Gegner, suchten sie fruchtbar zu machen, wodurch? – Durch Nachforschen in altdeutschen Wörtern, in den Zeiten ihrer Nervenvollen Stärke, wie es der natürlichste Weg gewesen wäre, um ihr Charakter auf ihrem Boden zu geben? Nein! denn die langen lateinischen Zeiten hatten diese Denkmäler theils weggebracht, theils war die Arbeit zu mühsam: was that man also? man übersezzte: und bildete sie insonderheit nach der Französischen: durch die sie freilich unglaublich viel gewonnen, und sich gebildet, aber nicht zum Urbilde ihrer selbst: wie es hätte seyn müssen, wenn man aus ihren vorigen verlebten Zeitaltern, ihr die abgegangnen Kräfte hätte zu ersetzen gesucht.

Unsre

„zu einigen großen und breiten Kunstrichtern, „zu elenden und schwindsüchtigen Füchsen, son„dern zu vernünftigen und höflichen Lesern„ gehöre, seine stattlichen Verbesserungen des Opitz „nach löblicher christlicher Gewohnheit „edelmüthig„ loben, als mit welcher er sich um den Opitz selbst und dessen Leser nach Vermögen verdient zu machen gesucht: wie in seiner Vorrede mit mehrerm zu ersehen.

Unsre Sprache ist also jetzt gebildet und verschönert, aber nicht zu dem erhabnen Gothischen Gebäude, das sie zu Luthers Zeiten, (etwas Mönchssprache ausgenommen) und nochmehr zu den Zeiten der Schwäbischen Kaiser war: sondern zu einem neumodischen Gebäude, das mit fremden Zierrathen überladen, bei seiner Größe, klein und unansehnlich ins Auge fällt. — Dies beobachten nun am ehesten die, welche unter den Sprachen der Alten wandeln, und dies ist der Grund, warum die Geßners, und Christe, und noch neuerlich Heinze *, „über das Neumodische und Glänzende in „unsrer Sprache klagen, das durch die vie„len Morgenländischen, Griechischen, Engli„schen und Französischen Redensarten einge„führet würde.„ Wenn Heinze mehr als Worte versteht: so hat er nicht Unrecht, und sein Recensent würde zugeben, daß, wenn durch die Aufnahme fremder Bürger ein Staat allein bevölkert wird, so werde diese Bevölkerung leicht schädlich; denn sie verdrängen bald

* Litt. Br. Th. 13. p. 118. 119.

bald die Eingebohrnen, und der Charakter des Staats geht also verloren, wenn sie auch eben nicht neue Gesezze einführen.

Aber warum läßt Heinze unter den Ankömmlingen, denen er den Eintritt versagt, wohlbedächtig die lateinische Redarten, und Wortfügungen aus? verliert sich durch sie nicht das alte reine Deutsche, das er erhalten will? Mehr, als durch alles Vorige: denn das Morgenländische ist seit Jahrhunderten mit unsrer Religionssprache verwebt, und wird sich nie, dem herrschenden Tone nach, trennen: das Englische ist mit unsrer Sprache sehr verwandt: das Französische hat sich mit einem Theil unsrer neuern Cultur herübergetragen; diese beiden Stücke sind also auch nicht immer zu trennen; vom Griechischen ist noch wenig angewandt; aber vom Lateinischen, das fast mehr, als alle vorigen Sprachen, vom Genie der unsrigen abgehet, und ihr so lange hinderlich gewesen, von ihm hat sie am meisten unter diesen zu besorgen.

Daher schreibt Heinze zwar rein Deutsch; aber auch naiv körnicht Deutsch? — Ich habe sein Soliloquium: quo consilio genitus

tus sit homo? in seinem schönen Latein mit Vergnügen gelesen; (ob es ächt Römisch ist, kann keiner in unsrer Zeit, sondern bloß ein Römer, beurtheilen.) Aber hätte ein Römer dies Soliloquium geschrieben, und Heinze es übersezzt: wäre alsdenn der starke, und nachdrückliche Vortrag erschienen, der in Spaldings Bestimmung des Menschen spricht? Wenn ich seine Uebersezzungen aus dem Lateinischen kenne, und ein Gefühl von der Eigenheit unsrer Sprache habe: so glaube ich dies schwerlich.

Der deutsche Periode ist gemeiniglich die Klippe derer, die ihre Denkart nach dem Latein gebildet: „denn hier sind die Genies „beider Sprachen sehr verschieden. Im „Deutschen ist ein Styl schon periodisch, wenn „auch die Bindewörter der Lateiner nicht so „genau dazwischen gestellet, und die Absäzze „so gekettet an einander gehänget sind. Die „Römer musten dies wegen der Kürze ihrer „Worte thun, wenn sie nicht in den abgeschnittenen Styl verfallen wollten. Im „Deutschen aber, welcher Unterschied! Wenn „wir die Perioden nicht schleppen wollen, müs-

„sen wir sie manchmal trennen; und wenn „wir nicht ganz zurückbleiben wollen, müssen „wir unsrer Sprache Hülfe geben *.„ So schleppet sich, wenn ich nicht irre, auch in Klotzens schöner Schrift: über das Studium des Alterthums, der Periode manchmal, und der große Joh. Matth. Geßner empfand dies sehr wohl, da er in der Vorrede zu seinen Deutschen Schriften hierüber ein ungeheucheltes Bekänntniß ablegt, das der Bescheidenheit dieses Mannes Ehre macht. Das wahre Deutsch unsrer Väter geht auch zu sehr von dem Latein ab; als daß sie neben einander seyn könnten. Unsre Seele bauet, mit Montagne zu reden, diese Stockwerke über einander, und welches soll das unterste von allen, und die Grundlage seyn? — Eine fremde, oder die Muttersprache? — Die letztere ohne Zweifel; oder sie muß das Joch der Lateinischen tragen.

Wenn man nun diese Winke verfolgt, und die Geschichte der deutschen Sprache durchgehet: sollte es so gar fremde seyn, daß sie durch

* Litt. Br. Th. 13. p. 120.

durch die lateinische Sprache gelitten, und ihren Charakter verloren? —

3.

Aber man blicke etwas weiter: wenn die lateinische Sprache, es sey die mittlere, oder alte sogar unsre Bildung fesselt, statt sie zu erheben; ja dieselbe Jahrhunderte durch gefesselt hat: sollte denn der Schade unbedeutend seyn?

So bald man es zu einem letzten Zweck macht, Lateinisch zu lernen; und diese an sich so angenehme und nützliche Sprache nicht blos als Mittel gebraucht, um durch sie Geschichte zu lernen, in den Geist großer Männer zu blicken, und gleichsam das ganze Gebiet einer ausgebildeten vortreflichen Sprache sich zu eigen zu machen: so wird den Musen Latiums zu viel Raum in den Schulen, und zu viel Antheil an der Erziehung gelassen. Ich dehne dies bis auf einzelne Stücke aus: so bald die Erklärung eines Autors, oder der Autor selbst, der Jugend nichts als

Worte und mechanischen Styl zu lernen gibt: so bald die Methode eines Lehrers oder die Materie der vorgegebenen Uebungen, auch nur zum Hauptzweck hat, die Wahl und Stellung der Worte Grammatisch genau einzuprägen: und wenn so gar in dem ganzen Plan einer Schule oder einer Unterweisung ein gewisser lateinischer Geist herrscht, der auf der andern Seite die grösten Mängel nach sich ziehen muß: so opfert man der lateinischen Sprache, sie sey so schön und nützlich, als sie wolle, zu viel auf *.

Zu viel von Seiten der Jugend. Es ist gewiß, daß das Gedächtniß unsrer blühenden Jahre allein fähig ist, Sprachen in ihrem ganzen Umfange zu erlernen; und daß man diese Zeit also, die zu den nothwendigen Sprachen die

* Wer von unsern Philologen ist ein Geßner, an Känntniß und Liebhaberei der Römer; und wie sehr er den lateinischen Geist in unsern Schulen hasset, das mögen seine kleine Deutsche Schriften beweisen: das macht aber, Geßner war nicht blos ein römischer Philolog: er war ein Schulmann, der wahre Unterweisung kannte.

die einzige ist, nicht versäumen müsse. Ich gebe es auch gerne zu, daß jede Methode, die das Gedächtniß in diesem Frühlinge unfruchtbar und müßig liegen läßt, es auf eine ganze Lebenszeit sehr verderbe, weil es wie ein unbesäter wilder Acker durch unzeitiges Schonen untauglich und ausgemergelt wird (man erlaube mir dies Wort.) Aber das gebe man mir doch auch zu, was ich nur gar zu oft aus Erfahrung gelernt, und nicht gnug überdenken kann: daß unsre Seele bei ihrem unendlichen Durst nach Wahrheiten, doch nie eine unendliche Menge derselben fassen kann: daß sie uns sehr bald wie ein beschriebnes Blatt vorkomme, wo man am Rande und zwischen die Reihen freilich noch vieles nützliche zuschreiben kann; aber der ganze Anblick des Blattes ist beschrieben; unglücklich! wenn man sagen muß, es ist beschmieret, oder verschwendet: alsdenn läßt freilich der Rest es zu, zu bessern und auszustreichen; aber im Ganzen ist der Schade unersezlich.

Es ist eine Wahrheit, die mehr als eines Schulprogramms werth wäre: daß manche

Wissenschaft, manche Geschicklichkeit kein andres Opfer, als die Erstlinge unsrer Jahre, unsrer Munterkeit, und unsrer Begierde, annehmen könne; daß zu gewissen Bildern und Begriffen ein gewisser erster Adlersblick nöthig sey, die man, wenn dieser fehlt, nachher nie im gehörigen Lichte sieht, nie mit der gehörigen Macht empfindet, nie mit dem wahren Feuer denket, und im ganzen Umfange umfasset. Es kam auf den ersten allmächtigen Eindruck an; ist dieser verfehlet, so ist alles verloren: verloren der erste unerklärliche Scharfsinn, der nie durch Geduld und Fleiß ersezzt wird: verloren das große innerliche Gefühl eines Bewußtseyns, daß man das Ganze habe; verloren das Hausherren- und Eigenthumsrecht, mit diesen Begriffen schalten und walten zu können; kurz verloren, das was man Genie nennt. — Nachher kann man freilich viel lernen, aber nicht mehr mit der kühnen und muntern Anwendung auf sein Ich, daß man es, mit allem Nachdrucke, könnte fassen, nennen: man kann allerdings viel andern nachdenken lernen, allein mit ihnen mitdenken, oder ihnen gar vor-

vordenken, wird man niemals mehr: kurz! man wird noch viel wissen, aber nicht mit dem Lichte der Anschauung und Selbstgefühl, daß dies Wissen auch bildete: ein Wort, das in unsrer Erziehung so oft genannt, aber wenig durchdacht, und noch weniger ausgeübt wird.

Ich muß diese Samenkörner einer äußerst wichtigen und reichen Materie nur im Vorbeigehen hinwerfen, und mich zurückfinden. Wenn die lateinische Sprache Hauptzweck wird: so wird der Blick des Jünglings von allen diesen Aussichten abgewandt, und mit dem grammatischen Zepter, wie mit einem glühenden Eisen, auf einmal geblendet. Seine Wange wird zu Runzeln eines grammatischen Sophisten gewöhnt: Falten, die er äusserst ungern annimmt, und die nachher nie völlig und ohne Merkmal verschwinden können. Die erste Farbe, die unsrer Denkart aufgetragen wird, verliert sich nie; wehe uns! wenn sie uns unangenehm, oder gar verunzierend ist. Seufzen muß der Menschenfreund, wenn er sieht, wie in den Schulen, die mit dem Namen: Lateinische Schulen prangen,

 die

die erste junge Lust ermüdet, die erste frische Kraft zurückgehalten, das Talent in Staub vergraben, das Genie aufgehalten wird, bis es, wie eine gar zu lange zurückgehaltne Feder seine Kraft verliert. Wer sollte je auf den Gedanken fallen, daß die Methode der Sprachenerziehung* für die Jugend paßlich sey: wenn man sich nur einmal aus unsrer Denk-

* Unter den vielen neuern Schriften über die Schulen nenne ich die kleinste und vielleicht beste: Millers Hoffnung besserer Schulen. Es würde hier zu weitläuftig seyn, alle brauchbare Gedanken dieses deutschen Rollins anzuführen: es hat mich unendlich vergnügt, daß mein Embryon vom Plan mit den Gedanken eines so erfahrnen Mannes übereinstimmet, aber wie mich dünkt, verwechselt er hier und da die lateinische Sprache, mit der ganzen Philologie, urtheilet über die Mythologie aus einem fremden theologischen Gesichtspunkte, und schreibt vielleicht aus christlichem Eifer: „Die enthusiastische Dacier hat ihrem „Göttlichen Homer alle Pflichten gegen ihre „Seele und die Gesellschaft aufgeopfert — „wer die erlöseten Seelen des Heilandes liebt, „wird sich nie verleiten lassen, die verführe„rischen Reize in Uz Lyrischen und andern Gedichten

Denkart hinaussezt; allein wie schwer wirds sich da hinaus zu sezzen? Und denn kann eine Betrachtung, wenn man sie auch als wahr erkennen sollte, von Jugend auf eingewurzelte Vorurtheile zerstören, die den Erziehern zur andern Natur geworden? Kann eine kalte Wahrheit einem fühllosen Eigensinne Gefühl geben? Kann sie Pedantenseelen so ergreifen, daß sie, wenn sie sich auch in allem Lichte zeiget, ihnen auch den Willen einflößt, nach ihr handeln zu wollen, die Kraft einflößt, nach ihr handeln zu können, die Menschengüte einflößt, wider Gewohnheit und Beispiel nach ihr zu handeln? = = Unterdrückte Genies! Märtrer einer blos lateinischen Erziehung! o könntet ihr alle laut klagen! —

„Was ist denn aber an Genies gelegen?„ desto mehr liegt uns an brauchbaren Männern. Zu diesen wird eine glückliche Temperatur von Gaben und Geschicklichkeiten

„dichten zu erklären.„ u. s. w. Uebrigens schäzze ich diesen Verdienstvollen Mann, und wünsche, daß einige seiner Hoffnungen bald Erfüllungen würden.

erfodert: eine gewisse Mittelmäßigkeit, die sich nicht zu Genies und Geistschöpfern hebet, und nicht zu dummen Dorfteufeln herabsinket: eine mitlere Größe, die eben den Punkt der Nutzbarkeit trift. Von diesem Punkt aus werden die Linien zu Realschulen gezogen, die diesen Hauptzweck haben, brauchbare und tüchtige Männer zu bilden, und den vorigen Plan zum Schattenrisse ihres ganzen Gebäudes haben: eine gewisse Temperatur, die die gemeinste, brauchbarste und glücklichste ist.

Realschulen müssen sich zuerst nach den meisten Subjekten richten; von da können sie am füglichsten auf beide Seiten auslenken: zu Genies und Blindgebohrnen. Sie müssen sich nach den meisten Zwecken der Brauchbarkeit richten, von denen die meiste weder ein Maximum noch Minimum fodern, und leiden können. Sie müssen sich nach der Mehrheit der Werkzeuge richten, die da bilden sollen, weil wieder das recht hohe und recht tiefe gleich selten und gleich unbrauchbar ist. — Wenn nun diese glückliche Mischung das Meisterstück bei Erziehung

und

und Unterricht ist (wie es einem jeden, der die Welt, die menschliche Seele kennet, überlassen wird zum Nachdenken), so kommt alles aus seinem Gleichgewichte, wenn wir für Latium erzogen werden, und die lateinische Sprache der herrschende Ton des Ganzen wird. Die Welt braucht hundert tüchtige Männer und einen Philologen: hundert Stellen, wo Realwissenschaften unentbehrlich sind; einer, wo eine gelehrte und grammatische Känntniß des alten Roms gefodert wird.

Nun schränke ich mich drittens so gar auf die Sphäre eines Gelehrten ein; auch in seiner Bildung kann der lateinische Geist fesseln, so gut als in der Bildung des Genies und brauchbaren Mannes. Ich sezze hier schon wahre Bildung voraus, daß man ihn nicht blos mit den Worten, den Gebräuchen und Alterthümern; sondern mit dem Sinn der Römer bekannt mache, und diese ihm zum Muster der Nachahmung vorhalte — selbst hier sezze ich eine kleine Einschränkung hinzu. Das ist doch einmal gewiß, daß die Römer auf einer andern Stufe der Cultur gestanden, als wir, daß wir sie in einigen Stücken

hinter

hinter uns haben, und in andern, wo sie vor uns sind, nicht nachahmen können. Die Gestalt unsrer Litteratur hat nicht blos eine andre Farbe, sondern eine andre Bildung, als die altrömische; und es bleibt also nicht schlechterdings ein Ruhm; dieser Dichter singt wie Horaz, jener Redner spricht wie Cicero, dieser philosophische Dichter ist ein andrer Lukrez; dieser Geschichtschreiber ist ein zweiter Livius. Ich sage: nicht schlechterdings! aber das ist ein großer, ein seltener, ein beneidenswerther Ruhm, wenn es heißen kann: so hätte Horaz, Cicero, Lukrez, Livius geschrieben, wenn sie über diesen Vorfall, auf dieser Stufe der Cultur, zu der Zeit, zu diesen Zwecken für die Denkart dieses Volks, in dieser Sprache geschrieben hätten.

Das letzte heißt: einen Alten nachbilden, und ihm nacheifern; das erste ihn kopiren, und ihm nachahmen. Das erste ist leider! sehr selten, weil man dabei das beiderseitige Genie zweier Sprachen, Denkarten und Zeiten kennen, vergleichen, und so brauchen muß, daß keinem Zwang geschieht. Diese Kunst

ist

ist bildend für das Genie; weil sie es aber auch sehr oft unterdrückt; weil die, so die Alten in ihrem Glanze kennen, oft auch von ihnen geblendet werden; so hat Young in seiner Schrift von Originalwerken * Recht, daß meistens das Lesen der Alten schädlich wird; er hat Recht, ohne doch daß das Lesen der Alten auch nur im geringsten Stücke deswegen abzuschaffen wäre. — Es erfordert noch eine eigne und sorgfältigere Betrachtung; ob dieser Schade nicht unter so vielen großen Nutzen verschwinde, ob wir denn Originalköpfe so nöthig brauchen, wie fern sie heute zu Tage möglich und zu hoffen sind u. s. w.

So bald wir aber die Alten loben, anbeten, und knechtisch nachahmen, weil sie Alte sind: so bald man von ihnen abborget, oder sie bestiehlt, weil man alsdenn eine neue Antike, oder ein Moderner nach altem Geschmack wird: so ist die Nachahmung unleidlich: man betrach-

* Ich führe dies Exempel an, weil man den guten Young in Deutschland förmlich widerlegt hat: s. Rambachs Sendschreiben über die Frage, ob das Lesen der Alten an dem Mangel der Originalscribenten Schuld sey.

betrachte diesen geplünderten Alten als einen Neuern und Fremden: so wird man das Zwangvolle sehen. Und stünde der Alte selbst auf, lernte uns kennen, und sähe denn die Heerde Nachahmer, die sich um seine Urne drängen: — über Gewaltthätigkeit, über Straßenraub würde er schreyen, und das servum pecus von seiner Asche vertreiben.

4.

Meine Meinung von der deutsch-lateinischen Erziehung überhaupt habe ich gesagt: daß ein lateinischer Geist in den Kern der Wissenschaften eingedrungen, läßt sich, wie ich glaube, von selbst einsehen. Man durchgehe die Lehrbücher der meisten Weltweisheiten: man wird eine wissenschaftliche Sprache finden, in welche die Begriffe verwebt sind.

Ganze Jahrhunderte durch war die lateinische Sprache das einzige vehiculum der Aristotelisch-Scholastischen Philosophie: man hat sie als das allgemeine Band der Gelehrten in allen Ländern Europens angesehen; sie

hat

hat auch zur lehrenden Sprache der Welt-weisheit unter allen Sprachen, die ich kenne, vielleicht die größten Anrechte, wegen ihrer Kürze, und des Nachdrucks in den philosophischen Kunstwörtern, über die man nur sehr langweilig spottet: sie ist lange im Besitz dieser Vorzüge: in ihr hat man die besten Schriften dieser Art, und sie ist dieses philosophischen Ranges doch immer ungleich würdiger, als die französische, die jetzt neben ihr um den monarchischen Zepter der Litteratur buhlet.

Aber diese lange Regierung hat ihr eben eine Macht über das Innere der Litteratur gegeben, die dieser vielleicht nachtheilig ist. Ich führe einige Beyspiele, und lasse einen jeden mehr suchen. — In der Schuloratorie und Schullogik bestand bei vielen Schulen ein Theil der Weisheit darinn, wie man einige rhetorische und logische Kunstgriffe, Werkzeuge und Spielwerke Lateinisch benennen sollte, und diese Terminologie verschlingt man oft so begierig, als jener Kranke, nach Hudibras Ausdruck das Recept, statt der darauf geschriebenen Pillen. Dies bringt jene

dürre

dürre unfruchtbare Barbarei in die Methode, die ein Lexicon von Namen zu lernen aufgibt, und die Seele vom Denken zurückhält. Hier haben einige neuere Weltweise mit Recht gesagt, wie Sokrates, da er durch einen Jahrmarkt voll Volk ging, zu seinem Begleiter: Freund! wie viel können wir entbehren?

Dazu kömmt zweitens dies, daß eine jede Schule gewisse Lieblingswörter sich gewählet, die sie als Spazziergänge gebraucht, um die Materie nach Belieben zu betrachten. „Man „hat einige Grundfäden, die zu allen Schrif„ten dienen müssen, und in die man nachher „nur die veränderten Figuren hineinwürket.„ Hieraus entsteht eine gewisse Bequemlichkeit im Denken, man könnte freilich von allen Seiten herumgehen, um den Gegenstand aus allerlei Gesichtspunkten zu betrachten; allein man sezzt sich auf dies oder jedes Wort, als eine alte Ruhestäte, und sieht — was alle Menschen vor uns sahen und nach uns sehen werden. Oder man schichtet seine Materie nach gewissen alten Eintheilungen, die sich auf Schulen herunter erben, und ein Joch im Denken auflegen, weil der Zuhörer nicht vor

sich

sich über uns, sondern mit uns oder uns nach denken soll.

Daher entspringt der dritte Schade, der zu den bösen Krankheiten der Weltweisheit an ihren heimlichen Orten gehört: nämlich ein „Lawischer Aktienhandel in Worten, da man „keine Idee, als nach dem Werthe der Wor„te, hat.„ * Der Kunstrichter hält dies fast für nothwendig, und nennt es ** „ästhetisch „Gewäsch, wo immer Gedanke vom Ausdruck „abgesondert, behandelt wird.„ Er sieht aber doch dabei eine Schwierigkeit, die er nicht ausdrücken kann. Vielleicht gelingt es mir, sie kurz und gut darzustellen, und wenigstens die Sache auf beiden Seiten zu betrachten: wie fern es nöthig und nützlich; und wie fern es unnöthig und schädlich werde, daß der Gedanke am Ausdruck klebe — eine delikate Materie der philosophischen Sprachkunst! — Mein Spazziergang entfernt sich, aber endlich muß er doch in den Weg einschlagen, den ich verlasse.

* Litt. Br. Th. 17. p. 115. ** p. 114.

5.

Alles kömmt auf den Unterschied an; lernen wir die Sprache, oder erfinden wir sie uns selbst. Schriebe ich von dem letztern, wie ohngefähr bei den ersten Erfindern habe der Ausdruck am Gedanken kleben müssen: so würde ich einen ganz andern Weg nehmen müssen, als jetzt, da wir die Sprache lernen. Dort würde ich erst die ganze Zeichensprache des Menschen erschöpfen müssen, die Beredsamkeit des Auges und des sprechenden Antlitzes: die ganze unzälige Menge unartikulirter Töne bey einem thierischen Menschen, seine Mimische Sprache, — kurz, eine Menge von Sprachmitteln, die an sich die kräftigsten, die ersten, und auf eine Zeit die einzigen müssen gewesen seyn — ehe der Mensch zur Sprache seine Zuflucht nahm.

Uns ist dieser ganze Wald ein böhmischer Wald: wir verstehen diese ganze Zeichensprache nicht mehr, denn man läßt uns nicht eine Sprache erfinden, sondern lehrt sie uns: man läßt nicht das Thier sich so lange entwickeln, bis es endlich dem Menschen sich von selbst

nähert:

nähert: sondern man erweckt eben Gedanken durch Worte: und diese erste Wörter, die wir lallen, sind die Grundsteine aller unsrer Erkänntniß. Bei allen sinnlichen Begriffen, bei den einfachen und Erfahrungsideen verhält sich „der Ausdruck zum „Gedanken, wie die Haut zum Körper.„ Man versuche es, die Methoden der Sprachen in Gedanken umzukehren: alles, wobei, wenn wir die Sprache erfänden, der Ausdruck willkührlich wäre, alles dies wird meistens, wenn wir die Sprache lernen, unzertrennlich verknüpft. So waren in einer Jüdischen Republik die Gesezze, die zur äussern Bestimmung ihres Staats gehören, und andern willkührlich vorkommen müssen, drohender und schwerer, als die Gesezze des allgemeinen Naturrechts.

Da nun auf diesem Wege die menschliche Erkänntniß fortschreitet, mittelst Sachen zugleich Worte zu lernen, so möchten zweitens, alle die Gegenstände des Lebens, die ich sinnlich klar unterscheide, ohne mir des unterscheidenden Merkmals deutlich bewußt zu seyn, noch den Gedanken mit dem Ausdruck

paaren. Wer kann sich in der Sprache des gemeinen Lebens über alle Gegenstände, mit denen er durch die Erziehung familiär geworden ist, geläufiger und triftiger ausdrücken, als der gemeine Mann von gutem gesunden Verstande? Aber nun versucht bei ihm den Gedanken vom Ausdruck zu sondern: ihr verstehet das Wort nicht, er soll euch seinen Begriff durch andre Worte erklären (ich meine nicht sinnliche Zeichen) so ist für ihn keine grössere Mühe in der Welt; und für euch wirds ein lächerlicher Auftritt seyn, einen Worterklärenden Bauer zu sehen: seine Seele und seine Sprache sind zwo Schwestern, in Gesellschaft erzogen, zu einander gewöhnt, und unabtrennbarer, als Julie und Clare, für den philosophirenden St. Preux, wenn er mit der einen allein buhlen wollte.

Drittens! die feinere Sprache des Umganges macht zwar die Zunge freier, und bindet sie mehr vom Gedanken los (ich meine hier nicht Moralisch, sondern Psychologisch), dadurch, daß sie sich zum Vernünfteln bildet. In dem großen Reichthume von Ausdrücken über „die Vorfallenheiten des Lebens, über

„Om-

„Dinge, wobei abstrakte Untersuchungen weg„fallen,„ wechseln wir mit Worten, wie mit Geldstücken: jedes soll seinen bestimmten Werth haben: aber ob es ihn hat, und ob der andre weiß, wie viel es haben soll; das ist eine ganz andre Frage. Ein Frauenzimmer, das gut, nicht aber gelehrt, erzogen ist, wird über Dinge, die in ihrer Sphäre sind, mit einer Geläufigkeit, ungekünstelten Bestimmtheit, und naiven Schönheit sprechen, daß sie gefällt; kömmt aber ein Schulgelehrter, der ihre Worte wägen will: so wird sie schüchtern werden; will er philosophische Erklärungen und Bestimmungen; so wird sie stammeln — nochmals stammeln, und endlich dasselbe Wort wiederholen; will er jetzt aber grammatische Zierlichkeiten lehren, wie sie es besser hätte sagen können: so wird sie sich loswinden, und ihn von weiten anhören:

als ob der graduirte Mann
mit einem Zauberfluche
sie zu beschwören suche.

Warum? sie ist gewohnt, über ihre Welt klar, aber nicht logischdeutlich zu denken,

 ver-

verständlich und schön, aber nicht gelehrt und abgezirkelt zu sprechen.

Man erlaube mir hier ein Wort dazwischen von dieser sinnlichen Sprache: Der Weltweise darf auf sie nicht schimpfen, und mit hoher Mine einen Zaun zwischen der gemeinen, ästhetischen und gelehrten * Sprache machen: drei Wörter, die für mich immer unbegreiflich gewesen, wenn man sie neben einander stellet. Sie laufen in einander, ihre Zirkel durchschneiden sich, und sie haben ganz und gar nicht einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt: jede ihren Zweck, jede ihre ausschließende Schönheiten und Fehler: die Sprache des gemeinen Lebens die ihrige: die philosophische Sprache die ihrige: die höchste Dichtersprache die ihrige. Sich also einen Ton auf Kosten eines ganz unschuldigen Fremdlinges geben, der unter eine andere Obrigkeit gehöret, ist widerrechtlich: und ein gelehrtes Gehege ziehen, worinn blos eine gelehrte Sprache gilt, die nach lateinischen Ausdrücken deutsch gemodelt ist, wird oft lächerlich.

* s. Meiers gelehrte Sprache Litt. Br. Th. 17. p. 111.

lich. Der Erfinder der Aesthetik, Baumgarten, vermuthete es vielleicht nicht, daß einige seiner Lieblingswörter und Eintheilungen bei seinen Nachfolgern Wortschranken werden sollten, wie z. E. seine Horizonte der Erkänntniß, Reichthum, Wahrheit, Größe, Licht, Gewißheit, Leben der Begriffe u. s. w.

Eine Anwendung des Gesagten kömmt hier vielleicht zu rechter Zeit. Wenn der ganze Schatz menschlicher Begriffe durch Worte gesammlet wird: wenn in der ganzen Sprache des gemeinen Lebens Gedanke am Ausdruck klebt: wenn selbst in der Sprache des Umganges nicht eben häufig die Idee ohne Wort gedacht wird — wie muß der Vortrag seyn, der sich in diese Sphäre passen soll? Unmöglich anders als in Worten, die dieser Mundart geläufig sind.

Alle Bücher, die in der Welt von Gegenständen, Verrichtungen und Vorfällen zu Hause gehören, in welcher der gemeine Mann lebt, können sich nicht in einer neuen Sprache brüsten, oder sie werden lächerlich, unverständlich und unnütz. — Wenn jene Fruchtbringende Gesellschaft der Katze und dem

Schorsteine neue Namen geben wollte: so war sie am Kopfe krank, und mancher Klügling hat sich über ihre Krankheit beinahe selbst krank gelacht. Aber wenn Halle über Künste und Handwerke * eine neue Sprache redet: mit ästhetischen Umschreibungen und galanten Umschweifen uns eine wächserne Nase dreht: wenn er die Geschichte der Thiere nicht wie ein Lehrer der einfältigen Natur uns erzählet, sondern mit artigen und feinen Männchen uns bald dies, bald das, als ein Schattenspiel an der Wand zeigt, damit wir ja die Brillanten an seinen Fingern sehen sollen: so ist das ein schöner Schriftsteller von Geschmack. — Ferner: wenn im gemeinen Leben eine Großtante nach der alten Welt höflich zu sprechen glaubt, wenn sie sagt: meine Füße mit Respekt zu sagen! oder, die Straße ist salua venia unrein! so lachen wir über die gute Frau. Wir lachen über das gute Mädchen, die Sachen umschreibt, die sie für unhöflich hält, und sich Clystier oder Beinkleid zu sagen schämt. — Aber darüber lachen wir nicht, wenn ein Schulgelehrter für einem

* Litt. Br. Th. 14. p. 225.

einem Barbarismus zittert; wenn er vor jedes zweideutige Wort, vt ita dicam etc. setzt: wenn er in der Naturlehre der Erfahrungen undeutlich umschreibt, um nur zierlich thun zu können. — Man würde lachen, wenn eine Politische Zeitung in umschreibendes Deutsch gekleidet, auf hochfliegenden Schwingen sich ins Reich der Wolken hübe: aber darüber lacht man nicht, wenn in den lateinischen Titeln unterthäniger Zueignungsschriften ein Quartblatt von Aemtern in seine Bestandtheile aufgelöset, in Fluß gebracht, und zu ächten reinen Phrasibus umgeschmelzt wird, daß der gnädige Gönner oft selbst zu rathen hat, wozu ihn sein Client macht! Heißt es hier nicht: Man muß ihn in die Schule schicken! Möchten doch Schriftsteller dieser Art bedenken, worüber sie schrieben, daß hier das Wort den Gedanken, nicht der Gedanke das Wort erzeuge.

Zweitens: Ueberall wo ich zum gemeinen Mann rede: (ich meine hier jeden, der kein Büchergelehrter ist) muß ich in seiner Sprache reden, und ihn zu meiner Spra-

che nur allmählich gewöhnen: ich muß nicht wie aus den Wolken zu ihm reden: sondern auf seinen Grund und Boden treten, und ihn allgemach in meine Sphäre heben. Unter der großen Menge von Beispielen wähle ich die mir hier beifallen.

Der gemeine Mann liest wenig, und noch weniger ist für ihn geschrieben. Dies Wochenblatt * soll für ihn geschrieben seyn? — Unmöglich! denn es ist voll Bücherwitz, voll gelehrter Gründlichkeit, in einer Sprache, die die Büchermotten verstehen mögen, aber nicht er, der statt Büchern unter Menschen wandelt, sie mögen seyn, von was Stande sie wollen. Der Mensch, der Mann, die Frau, der Gesellige, und wie der Leser weiter will, ist vor dem Pulte geschrieben, und hat nicht die Sprache in seiner Gewalt, die jeder Leser sich von der Zunge gerissen glaubt, in der er seine

* Eine der schönsten neuern Wochenschriften, der Hypochondrist, hat uns wieder an den Einfall erinnert: wie eine Provinzialwochenschrift, die dies in hohem Verstande wäre, ein originales Werk seyn könnte, das blos mit den Sitten dieser Provinz unterginge, und das Lieblingsbuch etlicher Zeitalter wäre.

seine Worte und mit ihnen seine Ideen wiederfindet. Dies ist ein Wochenblatt zum Besten der Kinder? Sollen Kinder es lesen? Der Titel lügt, oder es ist ihnen mit allen seinen Abhandlungen, und Fabeln, und Gedichten eine Quaal! Sollen Eltern es lesen? Haben sie dazu Zeit? Ist dies ihnen zu wissen nöthig? Gibt es ihnen, worinn sie Rath wollen und brauchen, kurz und gut, Rath? Spricht es die Sprache der Eltern, die ans Herz dringt? Nein! Für Hofmeister mag das ein Buch seyn, die langweilig, wie die Verfasser, denken wollen! — Ich urtheile zu dreust? wohl! so schenke man mir mehrere Beispiele, über die ich noch dreuster schreiben würde: man lese an verschiednen Orten die Litteraturbriefe, und höre, was ein Schriftsteller schreibt, den ich nicht genug lesen kann: *

„Es hat sich in der feinern Welt nach und „nach eine Sprache aus der Metaphysik und „andern Wissenschaften eingeführt; es haben „sich Redensarten aus andern Sprachen in „die unsrige eingeschlichen, die jeder sinnrei-

„che

* Abbt vom Verdienste, p. 349.

„che Schriftsteller brauchen will, und brau„chen muß, die aber der gemeine Mann nicht „versteht, wenn er sie auch zu verstehen scheint. „Er ist immer noch achtzig, hundert Jahre „zurück; seine Bibel, sein Katechismus, seine „alte Bücher, sein täglicher Gebrauch enthal„ten den ganzen Umfang der Begriffe und „Ausdrücke, die ihm bekannt und geläufig „sind. Was davon abgehet, ist für ihn eine „fremde Sprache, die er weder Geschicke, „noch Muße, noch Geduld hat, zu erlernen;— „die ihm auch nicht nöthig ist.„ — Nun gehe man nach diesem Gesichtspunkte die Wochenschriften, die Erbauungsbücher, die Predigten durch; alles soll für den gemeinen Mann seyn, und wenig ist für ihn. Hier empfehle ich jedem, der für den gemeinen Mann schreiben will, den Artikel aus Abbts Buche vom Verdienst zu lesen, der vom Verdienst des Schriftstellers handelt: seine Vorschriften sind gülden; aber wie schwer? — das kann dieser große Mann zum Theil selbst zeigen, der wohl nicht, ohngeachtet seiner originalen Schreibart, den Ton aller derer getroffen, in deren Händen seine

Schrift

Schrift vielen Nutzen stiften könnte. — O eine Schrift, die das ist, was eine Erbauungs- eine Bildungsschrift für den größten, nutzbarsten und ehrwürdigsten Theil der Menschen, das Volk, seyn soll: — gebet mir, wenn ich Alexander wäre, einen goldnen Kasten her; ich weiß nichts bessers in demselben zu verwahren! — Doch nein! ich besinne mich! Ein Schriftsteller der Art wird mich mit dieser Ehre auslachen: er hat einen schönern Ort für sein Buch: den armen Kleiderschrank, und für die Lehren, die sein Buch enthält, das Herz des redlichen Bürgers, Frauenzimmers oder Landmannes, der ihn theuer hält. Macht mich mit einer Schrift bekannt, die für den Menschen, den Bürger, für seine Denkart und für sein Herz, für seinen Stand und Bedürfniß geschrieben: die das saget, was er immer gedacht, und doch nicht gedacht, was er thun wollte und muß, und doch nie gethan, worüber er Rath und Unterricht will, und wie er ihn will: die ihm in die Seele spricht, in der er sich finde, die ihm seine Worte von der Zunge, seine Einwendungen und Wün-

sche geraubt: die recht ein Buch für ihn ist! Wo ist ein Mann der Art:

Wo ist er? und der Kranz des Patrioten
soll sein ehrwürdig Haupt umziehn! — *

Noch eine Anwendung! Das Frauenzimmer gehört ohne Zweifel nicht in die Hörsäle und Studirzimmer der Gelehrten, wenn es sich bilden will zu seiner Bestimmung, damit es seine Seele verschönere, und das Vergnügen des männlichen Geschlechts sey: damit es die Würde der Bürgerinnen, und Hausmütter, und Ehegatten, und Erzieherinnen erreiche: damit es alle die Talente ausbilde, die ihm die Natur gab, und die Pflichten fordern, das schöne Geschlecht zu werden. Ohne allen Zweifel muß also ein Lehrbuch zu ihrer Bildung nicht nach männlichem, noch weniger nach gelehrtem Zuschnitt seyn: es muß statt eines Skeletts von Schulweisheit sich ihrem Verstande bequemen: und weil in

* Ich schäzze einige Schweizerische Stücke, die sich dieser Gattung nähern, hoch; sie gehören aber eigentlich nicht hieher, weil sie für den Bürger geschrieben sind.

in der Welt der Damen immer die Worte gleichsam die Hüllen sind, in denen sie denken: so ist es das sicherste Zeichen, daß man dies erreicht, wenn man in ihrem Bezirk mit ihnen sprechen gelernt. Ob unsre Schulmethoden, unsre zerstückte Unterweisungen, unsre Kathedersprache, unsre gelehrte Gründlichkeit auf ihre Bildung (ich sage nicht: Unterricht!) passe? — können nichts, als Versuche und Erfahrungen entscheiden. Lasset nun einen ehrlichen Schulrektor oder gelehrten akademischen Professor ein Lehrer in dem werden, was sie bilden soll und kann: gebet ihm die fähigsten Zöglinge: lasset eine Frauenzimmerakademie ihm zuhören, die aber aus Gliedern bestünde, die selbst verständige, nicht aber gelehrte, und ja keine Daciers, seyn müssen; nun gebet Acht: sein gelehrter Vortrag ermüdet, er gibt auf zu lernen, Worte, die nie in ihre Sphäre gehören, Sachen, die sie nie brauchen können, Wahrheiten und Lehrsätze, die nicht für sie sind. — Haben wir daher eine Encyklopädie der Frauenzimmerwissenschaften? — die sich zu den bekanntesten Begriffen herabläßt, in denen

nen sie erzogen worden, sie über Sachen unterrichtet, die rings um sie sind, die Empfindungen entwickelt, die in ihren Herzen schlafen, ihnen ihre ganze Bestimmung und Zwecke stufenweise entwickelt: von der ganzen Gelehrsamkeit, Weltweisheit und schönen Litteratur, von der Geschichte und den schönen Wissenschaften ihnen nur so viel vorhält, als nöthig ist, sie zur Schönheit des Geistes zu bilden, ihnen es in der Ordnung vorhält, die sie immer muntrer macht, und mit den Worten, die ihren Lippen entwandt, den Weg wissen, in ihre Seele und an ihr Herz zu schleichen: Haben wir im Deutschen ein solches Buch zur Bildung? Ich zweifle gar, daß eine Mannsperson es schreiben kann, und die französischen Philosophien in dieser Art sind als Bildungen für einen glänzenden Witz in der Gesellschaft, zum Zeitvertreibe für galante Toiletten, vortreflich: haben sie aber für den guten gesunden Verstand des Lebens, (ich will den bloßen Haus- und Küchenverstand nicht einmal nennen) geschrieben seyn sollen. Da nun die Franzosen in der Cultur des Frauenzimmers nach ihrem Ideal des gesell-

gesellschaftlichen Tons uns weit voraus sind: – ihr Deutsche, wo haben wir sie denn? Ich muß mich ja schämen, einen Köster neben Algarotti zu sezzen!

6.

Jezt bitte ich einige Dichter etwas beyseit; mit denen ich ein Wort zu sprechen habe. Wenn bei sinnlichen Begriffen, bei Erfahrungsideen, bei einfachen Wahrheiten, und in der klaren Sprache des natürlichen Lebens der Gedanke am Ausdrucke so sehr klebt: so wird für den, der meistens aus dieser Quelle schöpfen muß, für den, der gleichsam der Oberherr dieser Sphäre gewesen, (wenigstens in der alten sinnlichen Zeit der Welt) für ihn, muß der Gedanke zum Ausdrucke sich verhalten, nicht wie der Körper zur Haut, die ihn umziehet; sondern wie die Seele zum Körper, den sie bewohnet: und so ists für den Dichter. Er soll Empfindungen ausdrücken: — Empfindungen durch

eine gemahlte Sprache in Büchern ist schwer, ja an sich unmöglich. Im Auge, im Antlitz, durch den Ton, durch die Zeichensprache des Körpers — so spricht die Empfindung eigentlich, und überläßt den todten Gedanken das Gebiet der todten Sprache. Nun, armer Dichter! und du sollst deine Empfindungen aufs Blatt mahlen, sie durch einen Kanal schwarzen Safts hinströmen, du sollst schreiben, daß man es fühlt, und sollst dem wahren Ausdrucke der Empfindung entsagen; du sollst nicht dein Papier mit Thränen benetzen, daß die Tinte zerfließt, du sollst deine ganze lebendige Seele in todte Buchstaben hinmahlen, und parliren, statt auszudrücken. — Hier sieht man, daß bei dieser Sprache der Empfindungen, wo ich nicht sagen, sondern sprechen muß, daß man mir glaubt, wo ich nicht schreiben, sondern in die Seele reden muß, daß es der andre fühlt: daß hier der eigentliche Ausdruck unabtrennlich sey. Du mußt den natürlichen Ausdruck der Empfindung künstlich vorstellen, wie du einen Würfel auf der Oberfläche zeichnest; du mußt den ganzen Ton deiner Empfindung in dem

Perio-

Perioden, in der Lenkung und Bindung der Wörter ausdrücken: du mußt ein Gemälde hinzeichnen, daß dies selbst zur Einbildung des andern ohne deine Beihülfe spreche, sie erfülle, und durch sie sich zum Herzen grabe: du mußt Einfalt, und Reichthum, Stärke und Kolorit der Sprache in deiner Gewalt haben, um das durch sie zu bewürken, was du durch die Sprache des Tons und der Geberden erreichen willst — wie sehr klebt hier alles am Ausdrucke: nicht in einzelnen Worten, sondern in jedem Theile, im Fortgange derselben und im Ganzen. Daher rührt die Macht der Dichtkunst in jenen rohen Zeiten, wo noch die Seele der Dichter, die zu sprechen, und nicht zu plappern gewohnt war, nicht schrieb, sondern sprach, und auch schreibend lebendige Sprache tönete: in jenen Zeiten, wo die Seele des andern nicht las, sondern hörte, und auch selbst im Lesen, zu sehen und zu hören wußte, weil sie jeder Spur des wahren und natürlichen Ausdrucks offen stand: daher rühren jede Wunder, die die Dichtkunst geleistet, über die wir staunen und fast zweifeln; die aber unsre

süße Herren verspotten, und närrisch finden: daher rührt alles Leben der Dichtkunst, was ausstarb, da der Ausdruck nichts als Kunst wurde, da man ihn von dem, was er ausdrücken sollte, abtrennete: der ganze Verfall der Dichterei, daß man sie der Mutter Natur entführte, in das Land der Kunst brachte, und als eine Tochter der Künstelei ansah: der Fluch, der auf dem Lesen der Alten ruhet, wenn wir blos Worte lernen, oder den Inhalt historisch durchwandern, oder Aesthetische Regeln suchen, oder Beispiele ausklauben, kurz! wenn wir Gedanken und Worte in ihnen abgetrennt betrachten: nicht das schöpferische Ohr haben, das die Empfindung in seinem Ausdrucke, in vollem Tone höret; nicht jenes dichterische Auge haben, das den Ausdruck als einen Körper erblickt, in welchem sein Geist denket und spricht und handelt. „Daher rührt das Aesthetische Gewäsche, wo „immer Gedanke, vom Ausdrucke abgesondert, „behandelt wird *:„ daher rührt jener Unsegen, daß es uns schwer wird, wie die Alten zu denken, weil man das Denken ohne Aus-

* Litt. Br. Th. 17. p. 114.

Ausdruck erhaschen wollte, und wie die Alten zu sprechen, weil man wiederum den Ausdruck vom Gedanken abgesondert betrachtete. Je mehr ich der Sache nachdenke, daß man es für nüzzlich, ja für nothwendig habe halten können, in Poesien Gedanke und Ausdruck unverbunden zu behandeln, in Poeticken unverbunden zu lehren, und in Alten unverbunden zu zergliedern: desto fremder kömmt mir diese Zerreißung vor.

Gedanke und Ausdruck! verhält er sich hier wie ein Kleid zu seinem Körper *? Das beste Kleid ist bey einem schönen Körper blos Hinderniß. — Verhält er sich, wie die Haut zum Körper **? Auch noch nicht gnug: die Farbe und glatte Haut macht nie die Schönheit vollkommen aus. Wie eine Braut bei ihrem Geliebten, wenn derselbe seinen Arm um sie geschlungen, an ihrem Munde hanget: Wie zwei zusammen Vermälte, die sich einander mittheilen; ein Paar Zwillinge, die zusammen gebildet und erzogen, sich lieben und begleiten wie Shakespears Freundinnen? Diese Bilder sind bedeutend, aber wie

 mich

* Litt. Br. Th. 17. p. 114. ** p. 114.

mich dünkt, noch nicht vollständig. — Wohl! es fällt mir ein Platonisches Mährchen ein, wie der schöne Körper ein Geschöpf, ein Bote, ein Spiegel, ein Werkzeug einer schönen Seele sey, wie in ihm die Gegenwart der Götter wohne, und die himmlische Schönheit einen Abdruck in ihn gesenkt, der uns an die obere Vollkommenheit erinnert: ich sezze diese schöne Sokratische Bilder zusammen, und zeige meinen Lesern ein Bild, daß Gedanke und Wort, Empfindung und Ausdruck sich zu einander verhalten, wie Platons Seele zum Körper.

Wenn einer von meinen Lesern, der bei den Werken der Alten, in das Jahrhundert der goldnen Zeit und einfachen Natur entzückt gewesen ist, sich bei meiner Erzälung dessen erinnert, was er hier in diesem Elysium für Gedanken gesehen, für Ausdrücke gehört, und wie beide in einander geflossen sind: wie würde ich mich freuen, wenn einer von diesen mir Recht gäbe, und damit mich schadlos hielte, daß zehn schöne Geister, die sich in das schöne Kleid, und den Puz des Costume, in die schönen Fingerspitzen der Chineserschönheiten, in

das blendende Teint französischer Wendungen, oder in das oft überladene Kolorit brittischer Bilder verliebt haben, mich für einen Träumer und Enthusiasten schelten werden.

Aus dem seeligen Reich der Götter ward die Empfindung, wie die Seele des Plato, heruntergesandt in den Schoos der irrdischen einfältigen Natur. In dem Schoos dieser gesunden, und starken und fruchtbaren Mutter sollte die Bewohnerinn des Himmels einen schönen und blühenden Körper sich zum Wohnhause bereiten: daher nahm sie das zarteste und feinste Geblüt ihrer Mutter zur sanften Hülle, und ward die Schöpferinn des Gebäudes rings um sich. Kein Sturm widriger Wallungen und kein Blizstral von ungesunden Zuckungen hinderte ihr Gewebe, in welches sie, ohne Gefühl gewaltsamer Störungen ihr Bild voll ruhiger Stille eintrug: als das Bild, einer Freundinn der Götter und Gespielinn der Göttinnen. Sie vollendete ihre Schöpfung: sie brachte die Frucht zur Reife: sie vollführte den Pallast ihrer Wohnung: ihr gelang das Bild ihrer selbst, das von ihr zeugen sollte. (Kurz! der himmli-

sche Gedanke formte sich einen Ausdruck, der ein Sohn der einfältigen Natur war, sie aber in den schönsten Jahren seiner Mutter: er ward in ihrem Schooße reif, ohne gewaltsame Gährungen, und mit einer stillen Größe vollendet. Er wand sich seiner Gebährerinn sanft vom Herzen, und bei seiner Geburt beglückten ihn die Grazien und Göttinnen lächelten ihn an.)

Nun steht dieser Körper vor dir: willst du ihn, als ein todtes Kunststück betrachten, blos seine Farbe lieben, blos seinen Puzz anbeten, seine Nägel an den Füßen bewundern, und umarmen eine kalte Bildsäule: willst du im Ausdrucke ohne Gedanken Schönheit finden! — Dann bist du ein elender, kurzsichtiger, fühlloser Betrachter! — Nein! siehe diesen Körper an, als ein Sinnbild der Seele, die ihm blos so viel körperliche Reize gab, als erfodert wurden, um ihn deinen irrdischen Augen sichtbar und schön darzustellen. — (Begnüge dich also nicht mit grammatischer Schönheit, der Wörterwahl, der Stellung der Worte und des todten Rhythums; denn wenn du da trockne Richtigkeit suchest, wo

Schön-

Schönheit dich erfüllen soll: so liesest du wie ein Meßkünstler und Handwerker, oder Tagelöhner.)

Aber siehest du den Ausdruck als ein Geschöpf, das sich die Empfindung geschaffen, als ein Sinnbild, in dem sich ihr Bildniß abdrucket; siehest du den ganzen Ausdruck als einen Boten des Gedankens, und als den Pallast, den seine ganze Größe erfüllet: so wirst du mit den Augen sehen, mit denen Plato sah, wenn er sich der unkörperlichen Schönheit aus dem Reiche der Geister erinnerte, mit denen Winkelmann siehet, wenn er bei dem Apoll im Belvedere, oder dem Herkules im Torso oder dem Laokoon, oder der Niobe ins Reich unkörperlicher Ideen geräth, du wirst mit dem Auge deine Hand leiten, mit welchem Mengs die Schönheit siehet.

Ich rede nicht von einzelnen Stücken, sondern von dem vollendeten Ausdrucke eines ganzen Werks der ältesten Zeiten, wo ich Gedanken und Rede eines Schriftstellers, mir zu einem Ganzen bilde, und es meinen Lesern vor Augen stelle. Wenn hier die Stärke der Gedanken sich mit dem starken

Ausdrucke paaret: so steht ein Bild vor mir, wo der einförmige Umriß des Körpers für mich blos ein Zeuge jenes Gedankens ist, der sich denselben formte: die äußere Gestalt der wohlgebildeten Form erinnert mich des bildenden Gedankens, der sich hier in seinem Werke spiegelt: die freye Stellung redet von dem Werkmeister, der dies Werkzeug so leicht zu brauchen wußte: die Macht, die nichts leeres übrig läßt, ist eine Hülle des großen Bewohners: alles wird ein Gegenschein von seinem Urbilde, und eine Morgenröthe, die sich in Stralen der Sonne gekleidet. Wenn ich auf die Art Ausdruck und Gedanke zusammen betrachte: soll ich jenen allein bemerken? — einen Körper ohne Seele; diesen allein? — eine Seele ohne Körper. — Und wohnt sie in einem wüsten ungestalten Hause, wo sie wie aus einem dunkeln, unregelmäßigen Kerker herausblickt, wo Sehnen wie Stricke, und Adern wie unreine Kanäle sich erheben, und sichtbar fortlaufen: wo ein dürftiges mißgebohrnes schmachtendes Werk uns Zittern, oder Ekel, oder Abscheu erwecket: so muß uns der Traum des Plato beifallen: in

dieses

dieses Gefängniß ward der Gedanke gesandt, zur Strafe für die in der Oberwelt begangne Verbrechen. — So wenig ist in der wahren Dichtkunst, Gedanke und Ausdruck von einander zu trennen: und es ist beinahe immer ein Kennzeichen einer mittelmäßigen Poesie, wenn sie gar zu leicht zu übersezzen ist.

7.

Ich thue noch einen Schritt: wenn in der Poesie der Gedanke und Ausdruck so vest an einander kleben: so muß ich ohne Zweifel in der Sprache dichten, wo ich das meiste Ansehen, und Gewalt über die Worte, die größeste Känntniß derselben, oder wenigstens eine Gewißheit habe, daß meine Dreustigkeit noch nicht Gesezzlosigkeit werde: und ohne Zweifel ist dies die Muttersprache. Sie druckte sich uns zuerst, und in den zartesten Jahren ein, da wir mittelst Worte in unsre Seele die Welt von Begriffen und Bildern sammleten, die dem Dichter eine Schazzkammer wird. In ihr muß er also mit der

größten

größten Leichtigkeit nachsinnen, und Ausdrücke finden: in ihr den Reichthum von Bildern und Farben finden, der einem Dichter unumgänglich nöthig ist: in ihr die Donnerkeulen und Blizzstrale finden, die er als Bote der Götter wirft: in sie ist unsre Denkart gleichsam gepflanzet, und unsre Seele und Ohr und Organen der Sprache sind mit ihr gebildet — wo werde ich mich also besser ausdrücken, als in der Muttersprache? Sie übertrift, so wie das Vaterland, an Reiz alle übrige Sprachen, in den Augen dessen, der der Sohn ihres Herzens, der Säugling ihrer Brust, der Zügling ihrer Hände gewesen, jetzt die Freude ihrer besten Jahre ist, und die Hoffnung und Ehre ihres Alters seyn soll. —

Die Sprache, in der ich erzogen bin, ist meine Sprache: denn so wie nach Montesquieu Anmerkung alle unsre Begriffe von Schönheit sich auf den ersten mächtigen Eindruck beziehen, auf den die Seele nachher jedes Bild, das sie gewahr wird, schnell zurückführt, und oft ein Grübchen im Kinn, ein schönes Lispeln, wie Alcibiades sprach, und dergleichen liebenswürdigen Eigensinn schön

findet,

findet, weil es mit dem Urbilde übereinstimmet, zu dem sie sich formte — so ist auch die Muttersprache selbst mit ihren Idiotismen voll Eigensinn, und mit ihren kleinen Schwachheiten der Liebe für uns ein Bild der Schönheit. So wie ein Kind alle Bilder und neue Begriffe mit dem vergleicht, was es schon wußte: so passet unser Geist insgeheim alle Mundarten der Muttersprache an: sie behält er auf der Zunge, um nachher desto tiefer in den Unterschied der Sprachen einzudringen: sie behält er im Auge, um wenn er dort Lücken und Wüsten; hier Reichthum und Ueberfluß in fremden Sprachen entdecket; er den Reichthum der seinigen liebgewinnen, und ihre Armuth, wo es seyn kann, mit fremden Schäzzen bereichere: sie ist der Leitfaden, ohne den er sich im Labyrinth vieler fremder Sprachen verirrt: sie ist die Rinde, die ihn auf dem unermäßlichen Ocean fremder Mundarten vor dem Sinken bewahret: sie bringt in die sonst verwirrende Mannichfaltigkeit der Sprachen Einheit. Nicht um meine Sprache zu verlernen, lerne ich andre Sprachen, nicht um die Sitten meiner Erziehung umzutauschen,

tauschen, reise ich unter fremde Völker; nicht um das Bürgerrecht meines Vaterlandes zu verlieren, werde ich ein naturalisirter Fremder: denn sonst verliere ich mehr, als ich gewinne. Sondern ich gehe blos durch fremde Gärten, um für meine Sprache, als eine Verlobte meiner Denkart, Blumen zu holen: ich sehe fremde Sitten, um die meinigen, wie Früchte, die eine fremde Sonne gereift hat, dem Genius meines Vaterlandes zu opfern. Wenn ich mich meiner Heimath entziehe, und mich in fremden Sprachen weide, ahme ich Kleists Bienen nach,

> = = = die in zerstreueten Heeren,
> Die Luft durchsäuseln, und fallen auf Klee und blühende Stauden
> Und denn heimkehren zur Zelle mit süßer Beute beladen
> und liefern uns Honig der Weisheit.

Ich sezze zwei Schriftsteller zusammen, von denen der eine in seiner Sprache, der andere in einer fremden todten Sprache schreibt: wer von ihnen kann größer werden?

Zuerst der in einer fremden Sprache schreibt, muß doch eine Muttersprache haben,

in der er erzogen ist. Verachtet er diese Mutter: so muß er von ihr übel erzogen seyn, daß die ersten Eindrücke der Bildung gar nicht bei ihm zur Reife gekommen; denn sonst sind die Spuren dieses frühen Gepräges der Seele unauslöschlich. — Wie viel verliert ein Schriftsteller hiebei, dessen Geist nicht durch seine Sprache mächtig geformt ist! alle sein späteres Lernen bemahlt die Oberfläche der Denkart: er irret in fremden Gegenden, ohne Vaterland und Hausgötter: er kann nie ein Originalschriftsteller werden, bei dem Gedanke und Ausdruck sich zusammen drängen, um ein vollständiges Bild seiner Seele zu seyn.

Ein Originalschriftsteller im hohen Sinne der Alten, ist, wenige Beispiele ausgenommen, beständig ein Nationalautor. Ein Mann, dessen Seele, von Gedanken schwanger, zu gebären ringet, denket nie darauf, wie ein Aesthetischer Regelnschmid einst an ihm sizzen wird, um Beispiele des Ausdrucks zu seinen Schulgesezzen auszuklauben: und es wird ihm also unmöglich, den Ausdruck abgesondert vom Gedanken zu behandeln,

zu ordnen, zu wählen. Er bildet sich das Ganze des Gedankens in seinem Geiste, stellet jeden Theilbegriff schnell an seinen Platz, in sein gehöriges Licht, zu seinem eigenthümlichen Zweck, in allem erforderlichen Gleichmaaße: das Bild schaffet sich in seinem Kopf und Tritt, vollständig an Gliedmaaßen, und gesund an der Farbe, mit glänzenden Waffen gerüstet, hervor, und wird Ausdruck. Dieser ist eine sichtbare Wohnung, in die sich der Gedanke mit Gewalt drängete, ihn ganz einnahm, alles an ihm belebte, und zusammenfügte. Da steht er nun sichtbar und hörbar, wie ihn der andre unsichtbar dachte: soll ich den Ausdruck ändern, so schwindet der Gedanke: habe ich den Gedanken gefasset, und will ihn sagen: da steht wieder das Wort! Der Schriftsteller dachte Worte, und spricht Gedanken. Er wollte sich nicht um den Ausdruck allein bekümmern, ihr seine beurtheilende Schulmeister: er hat nicht geschrieben, um euch ein Exempel-Magazin zu liefern: er gönnt euch die Freude, ihm hier unsichtbare Fehler des Stils abzulauern; er gönnet euch, ihr Groß- und Kleinmeister der

Schreib-

Schreibart, die Ehre, an ihm berühmt zu werden, und ihn nach allen Regeln der Grammatik hochmüthig zu verdammen, und nach allen Privilegien der Poetik und Rhetorik großmüthig loszusprechen; er gibt allen kurz- und langweiligen Nachrichtern der Gelehrsamkeit die Macht, ihn hier der Dunkelheit, und wo das Licht durchblickt, der Größe, ihn dort der fremden Anspielungen, und wo ihr sie versteht, des Nachdrucks, ihn hier des Zwanges, und wo ihr seinen Zweck erreicht, des Nahrhaften, kurz aller gegen ein ander laufenden Fehler des Ausdrucks, und Tugenden der Gedanken zu tadeln und zu rühmen: er dachte, und der Gedanke formte den Ausdruck: mit diesem hadert! Jura negat sibi data - -

Aber man siehet, daß wenn dieser Schriftsteller nicht ganz mißrathen will: so muß er in seiner Muttersprache schreiben; denn wenn der Gedanke den Ausdruck formen soll: muß der ganze Umfang der Sprache so unter mir seyn, als das Feld von Gedanken: sonst drücke ich mich entweder nicht aus, oder sündige unaufhörlich wider die Sprache. Ich will diesen großen Gedanken in seiner unge-

heuren Gestalt zeigen: schreibe ich in meiner Sprache, so stößt er sich selbst in einen Ausdruck dahin; aber in einer fremden Sprache wird er vielleicht ein Barbarismus, bei dem die Ohren gellen. Dieser neue Gedanke drängt sich in meiner eignen Sprache in alle sein Licht, daß er gesehen werden muß; unter einem fremden Volk hat er nicht die Freiheit, oder paaret sich vielleicht mit einem derben Solöcismus. Dieser fruchtbare Gedanke will mit allen seinen Nebenbegriffen auf einmal in die Seele: meine Muttersprache steht ihm mit ihrer ganzen Fülle zu Gebot; aber in einer todten Sprache muß er betteln, trift vielleicht arme Hütten an, und wird bei reichen Pallästen zurückgewiesen, oder herausgestoßen. Kurz! seiner Seele den Zügel, und den Gedanken den Lauf lassen, ohne auf eine bekannte und sichere Mutter Erde sich verlassen zu können; macht mißrathene Schriftsteller, die in einer Gegend sich verirren, in die sie nicht zu Hause gehören; der Gedanke war groß, aber unförmlich sein Ausdruck.

Das ist doch gewiß, daß eine todte Sprache, die ich nach Regeln der Grammatik

lerne, nothwendig äußerst einschränket, weil nach diesen Gesezzen der Gedanke sich richten muß, dagegen in lebendigen Sprachen schon eher das Gesezz sich nach dem Gedanken richtet. Wenn in jener das Genie hervorbricht: so ists rasend, reißt alles nieder, und schreckt Gelehrte und Ungelehrte

furit, ac velut ursus
obiectos caveae valuit si frangere clathros
Indoctum doctumque fugat —.

Auf der andern Seite wird man es mir noch eher zugeben, daß, wenn nicht die fremde Sprache Gewalt leidet, sie Gewalt anthue. Wie kann ich eine Sprache aus zehn oder zwölf Schriftstellern ganz, in ihrem ganzen Umfange, mit aller ihrer Stärke, Würde und Reiz lernen? Man nehme doch zehn Schriftsteller unter uns, und sage: ob man aus ihnen die ganze Sprache lernen werde; ja, man nehme die ganze ungeheure Menge der unsrigen, lasse unsre Sprache sterben, und wecke sie aus ihnen wieder auf? Vergebliche Arbeit, die zur Thorheit würde, und uns doch Weisheit dünkt, wenn wir

naturalisirte Römer sehen, die in der lateinischen Sprache so gar — schreiben; Gedichte schreiben und Horazische Oden schreiben: vielleicht die höchste, schwerste und künstlichste Art des Vortrages. Nun sezze ich würklich ein Genie, von der Größe, als Horaz in seiner Sprache war: es hätte allen innern Reichthum, Fülle, Größe, und Feuer der Gedanken in seinem Lande nach seiner Cultur, nach der eigenthümlichen Wendung seines Geistes: dieser Horaz von einem würdigen Gegenstande aufgefodert, von der Muse gesalbet, von edlem Feuer durchdrungen, greift nach der Leyer des Venusischen Dichters; er würde Horaz seyn, aber nun singt er in Horazens Sprache. Sogleich wird der Gedanke vom Ausdrucke gefesselt; das Bild soll in seiner Schönheit erscheinen, und hat Flecken, die den Glanz beschimpfen: es soll reich an Nebenbegriffen seyn, und diese Nebenideen erniedrigen es: es soll groß erscheinen, und wird gezerret, es soll mit einem mal überraschen, und schlägt uns ins Antlitz: es wird mit Putz überladen, und erscheint klein: Gedanke und Ausdruck sind wie jene zusammen-

gewach-

gewachsene Misgeburt, die mit einem Haupt lachte, mit dem andern weinte, mit dem Rücken an einander stieß, sich fortzerrete, und auf einer Stelle blieb.

Wahrlich! der Dichter muß seinem Boden getreu bleiben, der über den Ausdruck herrschen will: Hieher kann er Machtwörter pflanzen, denn er kennet das Land: Hier kann er Blumen pflücken; denn die Erde ist sein; hier kann er in die Tiefe graben, und Gold suchen, und Berge aufführen, und Ströme leiten: denn er ist Hausherr. Die wahre Laune drucket sich blos in der Muttersprache ab, und ich schäme mich nicht, die Schwäche meiner Seele zu gestehen, daß ich mir Lebenslang nicht zutraue, mehr als eine einzige Sprache vollkommen fassen zu können: ich meine aber unter dem Wort vollkommen so viel, daß drei junge Herren, die vor mir stehen, und mir Französisch, Italiänisch und Englisch, und drei Schulmeister, die mir Lateinisch und Griechisch und Koptisch, mit großer Geläufigkeit vorsprächen, mich noch nicht wiederlegten. Ich würde jedem Glück wünschen, daß er vielleicht in drei Sprachen

 nichts

nichts sagen könne, als was andre vor ihnen, und vielleicht besser gesagt, und jeder andre nach ihm sagen kann: würde sie aber verlassen, und den Dämon des unwissenden Sokrates citiren, um ihn zu fragen, ob jemand in mehr als einer Sprache ein gleich vollkommner Homer, in einer todten Sprache ein Pindar oder Horaz, und in einer andern als seiner Muttersprache, ein Shakespear seyn könne? — Alsdenn würde ich niederfallen, wie Brutus, und die Erde umarmen, die meine Mutter ist, und ihre Sprache soll meine Muse seyn!

8.

Ich habe die Sache blos von einer Seite betrachtet: daß in fremden todten Sprachen der Gedanke verliere; aber, wenn es Schriftsteller gibt, die von dieser Höhe herunter steigen, und blos durch den Ausdruck gewinnen wollen — blos durch den Ausdruck? wieder wird Ausdruck und Vortrag getrennet! doch ich will zuhören;

Gewinnt der Ausdruck, weil eine Sprache an sich schöner ist? so denken blos die Schulmeister, die aus den Alten Phrases aufjagen, Lexicon und Grammatik plündern, und sich ein buntes Kleid zusammen sticken, mit vieler Mühe es verbrämen, um lächerliche Arlekins zu seyn. Aber wenn junge Jünglinge aus den Alten Phrases aufjagen, Lexicon und Grammatik plündern, und sich von lateinischen Lappen mit vieler Mühe einen Arlekinsrock zusammen flicken müssen: so dörfte man weinen. Ohne Zweck ist die Lappländische Sprache so gut, wie die Römische.

Gewinnt der Ausdruck, weil die Sprache älter ist? — so denken blos die, so zweitausend Jahr zu spät gebohren sind, und auf eine allgemeine Wiederauflebung warten, um dem Horaz und Properz ihre Centonen aufweisen zu können. Nun bin ich zwar kein blinder Wahrsager des jüngsten Gerichts, wie andre größere Leute; aber doch möchte ich nicht dabei seyn, wenn Horaz unsern Roller's und andern Schulpoeten ihre Exercitien corrigiren müßte zur Ehre der deutschen Nation — Eben weil die Sprache so alt und ver-

verlebt ist: so wüßte ich nicht, ob die Römische Sprache nicht immer germanisirt, wenigstens in eine deutsche Denkart eingekleidet werde.

Gewinnt der Ausdruck, weil er Belesenheit zeigt? — Es kann seyn, aber je mehr Schriftsteller ich gelesen: je mehr ich aus ihnen Nahrung gezogen: desto unbestimmter muß meine Schreibart werden, und ihren Charakter verlieren! Wenn ich hier einen Kernausdruck von Tacitus in einen Perioden des Cicero flechte, dort Blumen aus Horaz, Virgil und Juvenal breche und dazwischen knüpfe: so kann dies freilich ein Kranz werden, der mich als einen Kenner des Alterthums bezeichnet; aber was wieder ein alter Römer spräche, wenn er einen so ungleichen holprichten Styl erblickte, kann ich nicht sagen. Mir ists freilich, wenn ich einen alten Autor eine Zeitlang gelesen, und schnell einen neuern erwischt, manchmal vorgekommen, als wenn ich die historias selectas läse: aber ich kann mich vielleicht, geblendet vom Vorurtheil des Alterthums, trügen, und kann überhaupt über eine todte

Spra-

Sprache nicht so dreust urtheilen, als andre. Wäre ich ein lateinischer Dichter; mir würde jenes Virgilianische Mistrauen eindrücklich seyn: „Auch mich nennen die Hirten einen „Dichter; aber so leicht glaube ich ihnen „nicht: noch scheinen mir meine Arbeiten „nicht eines Varus oder Cinna würdig; „vielleicht klingt mein Gesang, wie unter „Schwänen das Schnattern der Gänse.„

Gewinnt der Ausdruck, daß ich doch Lateinisch einen Lateiner besser nachahmen kann, als Deutsch? Es scheint! aber was heißt besser nachahmen? Mit seinen eignen Worten; das heißt, Grammatisch! Ausdrücke zusammen fädeln, ist alsdenn blos Handwerk; und da ich mich doch wieder nicht in das Wörterbuch eines Schriftstellers einkerkern kann, ohne äußersten Zwang, so muß ich wieder fürchten, selbst in der Schreibart ungleich zu werden. — Aber nachahmen, um den Ton eines Alten zu lernen? Diese Nachahmung ist schon höher, und eine Arbeit des Geistes. Wenn man einen Autor mit dem Feuer lieset, mit dem er geschrieben hat, so muß er uns so beseelen, daß wir eine Zeit-

lang gleichsam verzückt in seine Sphäre der Gedanken sind: sein Ton schallt noch in unsern Ohren; wir sehen mit seinen Augen; wir athmen in seiner Denkart wie in unsrem Elemente: die Saite der poetischen Empfindung tönt in uns, erweckt von der seinigen, mit ihr zusammen: die Worte formen sich nach der Wendung seines Geistes: wir lesen usque ad scribendi sollicitudinem — und schreiben. Nun lebt noch seine Sprache in uns: sein Rhythmus tönt noch in unserm Ohr: die Reihe seiner Bilder steht noch vor unserm Auge: wir ahmen in seiner Sprache, in seinem Sylbenmaaß, in seiner Composition der Gemälde nach, und zeigen uns also als Virtuosen.

Nun sezze ich noch dazu: sein Feuer facht unsern Geist an, wir schaffen in seine Bilder neue Züge, und prägen seine Ideen um, wir bilden uns nach seiner Form neue Figuren, ein Ausdruck gelingt uns vor ihm; eine Wendung glänzt hervor; ein Gleichniß mahlen wir besser aus — wir werden mehr als Nachahmer, wir werden Nacheiferer. Unsere Nachbildungen werden für uns angenehme

Denkmaale, die uns an die süße Stunde der Begeisterung zurück erinnern, da die Muse eines alten Schriftstellers vor uns stand, und auf den Flügeln seiner Ideen uns in die Gefilde ihrer Lieblinge führte. Für das Publikum sind diese Stücke Pfänder von dem Werthe eines Mannes, der sich so vorzüglich nach den Alten gebildet, der so viel von ihrem Geiste kennet, der den Geschmack der antiken Schönheit in sich gesogen, den man bewundern muß, von dem man viel hoffen kann — sie sind also als Mittel zu gewissen Zwecken vortreffliche Dinge; aber als Zwecke? —

Als vollendete Werke des Zwecks reichen diese Stücke wohl an die Alten? Der Sprache nach? — Wollt ihr dies wissen, so

schifft euch in des Charons Kahn,
steiget zu der Sternenbahn,

nach jenem Knüttelliede, und fragt die Alten! — Reichen sie an die Alten, als Kunststücke? — Nicht so recht! Denn es ist immer schwer, sich mit einem zu messen, mit dem man nicht auf gleichem Boden stehet! Da bei den Denkmälern der Alten uns viele Dinge unbekannt

sind,

sind, worauf Horaz vielleicht hiemit gezielet, auf wen er dort angespielet, was in seiner Zeit den Lesern hiebei beifallen mußte, was dort für verdeckte Züge hervorschimmern, was hier für viele reiche Nebenideen sich zusammengesellen — kurz! die ganze Seite, die sich auf einzelne Fälle gründet, auf seine Gelegenheit und Umstände beziehet, sie einem Römer vorzüglich schäzzbar macht, diese ganze Seite ist für uns oft dunkel: und die beste Horazische Satyre läuft Gefahr, von ihrem Urbilde vieles auf eine unerlaubte Art zu borgen, unpassend zusammen zu sezzen, und also als Kunststück betrachtet, weit hinter dem Originale zu stehen. — Jetzt vollends als Dichterei, als ein Werk des Genies? Hier entfernen sich die Parallelstriche immer mehr. Mit einer todten Sprache ist uns alles ausgestorben, was der Dichtkunst Leben und Nerven gibt. — Zuerst die Lage von Vorfällen, über die jener schrieb, aus denen sein Gedicht allen Saft zog, die es bis auf die kleinsten Umstände nutzte, durch welche es sich seinen Lesern so sehr empfahl, so unvergeßlich machte, so nahe in ihre Seele

ging — ist ausgestorben. Was hilft es mir, daß meine Gelegenheit im Ganzen mit des Horaz Vorfall stimmet? Stimmet sie auch in Theilen, daß ich dies und jenes Bild hier mit dem Nachdrucke brauche, als mein Vorgänger? Ihn lehrte ein Vorfall dichten; und er sang in seiner Sprache, um ganz diesen Vorfall zu nuzzen; ich singe über einen ganz veränderten Umstand, und muß mit meiner Sprache die kleinen Züge verlieren, die mein Gedicht bestimmt machen; ich singe aus Horaz statt aus mir zu singen! Ich wollte gern einen Commentar über Horaz lesen, und mit ganzer Seele durchstudiren, wo er nicht als ein classischer Autor behandelt, sein Gedanke langweilig und ungefähr bestimmt, sein Ausdruck abgetrennt vom Gedanken zergliedert und verdolmetschet, wo er mit den Regeln neuerer Aristarche verglichen wird, die man doch aus ihm abgezogen, die oft eigensinnig genug sind, und nie seine Schönheiten erschöpfen oder sichtbar machen. Einen Commentar wollte ich wünschen, wo man ihn als einen lebenden Dichter betrachtete, der über diesen Vorfall zu diesem

Zwe-

Zwecke so schrieb, und schreiben mußte, wo er als ein Höfling erschiene, der voll feiner und galanter Scherze, Gedanken und Anspielungen ist, die gleichsam ihre Welt haben müssen, in der sie leben, aus der sie ihre Reize nehmen, ohne die sie todt sind. Das hieße Horaz erwecken, seine Gedichte in seine Person verwandeln, und mündlich von ihm lernen: das hieße, den Ausdruck aus dem Gedanken, den Gedanken aus der vorliegenden Sache erklären: und alle drei beleben! — So lange das aber ein Projekt, bei allen Werken des Alterthums schwer, und bei einigen unmöglich bleibt: so lange man die Alten als todte Männer behandelt, die als Schulmeister schrieben, damit sie einst in den eisenharten Händen eines Schulmeisters classische Autoren würden: so kann man sie freilich ungestört und zum Lobe classisch nachahmen! Wie vieles stirbt außerdem mit einer Sprache? Zwischen diesen Wörtern ist ein Unterschied in der Würde; er ist verlohren; ich brauche eins fürs andre, und ein Römer muß vielleicht über die ernsthafteste Stelle lachen! — Zwischen diesen ist ein Unterschied

terschied in der Bedeutung; ich sage das schielend, was der Römer ganz sagte! — Hier gehörte ein ganz ander Wort hin, das mir aber nicht beifiel, oder das nicht in diesem Autor steht, oder das ich gar nicht in einem Autor finde. — Und denn? wo haben wir das griechische oder römische Ohr zur Lenkung des Perioden? Wir ordnen ihn nach grammatischen Regeln, oder halten ihn, welches noch ärger ist, für ganz und gar frei und willkührlich? — Und wo haben wir den lebendigen Wohllaut in unsrer Gewalt, die wir nach prosodischen Regeln schreiben, bald es für Kunst halten, ohne Elisionen, bald es für erlaubt halten, mit den härtesten Elisionen zu schreiben, nicht den hohen Wohlklang hören, in dem die Alten sangen, und ihn also auch nie so genau treffen können, nicht das Geheimniß des prosaischen und poetischen Perioden verstehen können, weil wir blos aus todten Buchstaben lernen, nicht die stolze Anordnung der Bilder verstehen, die Leben in die Sprache bringt. Würde sich nicht oft ein Römer quälen müssen, um unsern neuern Perioden zu lesen, unsern nachgeahmten

ahmten Rhythmus schön zu finden, und unsre jüngere Bildercompositionen in seiner Sprache zu bewundern. Sollte ich zu eigen seyn: so weise man es mir; aber nicht durch entscheidende Aussprüche: sondern durch eine gründliche Untersuchung der schweren Frage: was geht mit dem Leben einer Sprache verlohren, und was bleibt? Was bleibt, um sie verstehen, beurtheilen und nachahmen zu können?

9.

So dörfte also der Ausdruck leiden müssen, und ihm opfert man doch bei dieser Art von Gedichten den Gedanken auf? — ihn sahe man als die Hauptschönheit an? — „man „glaubte, in dieser Sprache etwas so schön „sagen zu können, als es in andern Spra„chen nicht anginge:„ diesem Glauben zu gut glaubte man das zweite: „daß die Alten alle „Schönheiten dieser Art erschöpfet hätten;„ diesem Glauben folgte noch ein schwererer:

„daß

„daß alle diese erschöpfte Schönheiten auf uns „gekommen, daß sie in einigen Büchern vor „uns liegen, daß wir aus diesen wenigen Bü„chern den ganzen Umfang einer todten Spra„che in unsere Gewalt bekommen hätten!„ und diesem endlich der schwerste von allen: „daß es wohl anginge, wenn man ihren Aus„druck nur gefasset, auch ihren Geist, ihren „ganzen Geist zu haben, und sollte uns von „diesem auch etwas entgangen seyn: so halte „uns jener für diesen Verlust schadlos!„ — Und nun entschloß man sich, des Ausdrucks wegen in der Sprache der Alten zu schreiben: natürlich wars, daß, da dieser der Hauptvortheil und der Hauptzweck war, daß man alles Unclassische vermied, um nicht von den Alten abzuweichen: also entsagte man seiner Eigenheit, man opferte alles auf, das uns den Namen Classisch streitig machen könnte; und ward ein classischer Nachahmer! — O das verwünschte Wort: Classisch! Es hat uns den Cicero zum classischen Schulredner; Horaz und Virgil zu classischen Schulpoeten; Cäsar zum Pedanten, und Livius zum Wortkrämer gemacht. Das Wort: Classisch!

ists gewesen, das den Ausdruck vom Gedanken, und den Gedanken von der ihn erzeugenden Gelegenheit gesondert, das uns gewöhnet hat, nach Horaz Exercitien zu machen, und ihn in seiner Sprache übertreffen zu wollen. Dies Wort wars, das alle wahre Bildung nach den Alten, als nach lebenden Mustern, verdrängete, und den leidigen Ruhm aufbrachte: ein Kenner der Alten, ein Artist zu seyn, ohne daß man damit höhere Zwecke erreichen dörfte: dies Wort hat manches Genie unter einen Schutt von Worten vergraben, seinen Kopf zu einem Chaos von fremden Ausdrücken gemacht, und auf ihn die Last einer todten Sprache, wie einen Mühlstein gewälzet: es hat dem Vaterlande blühende Fruchtbäume entzogen, da stehen sie nun auf fremdem Boden, und trauren mit halbverwelkter Blüthe und sinkenden Blättern: statt daß sie uns Bäume hätten seyn sollen, unter denen ihr Geschlecht wohnen könnte:

> Πολλας δ' ιφθιμας ψυχας αϊδι προιαψεν
> Ηρωων, αυτας δ' ελωρια τευχε κυνεσσιν
> Οιωνοισι τε πασι.

Will ich die Sprachengelehrsamkeit verläumden? der lateinischen Sprache etwas von ihrer Schönheit oder Verdiensten absprechen? Gar nicht! Sie soll unsre gelehrte Sprache bleiben, die ein Band der Nationen ist; — sie soll die Sprache der Forscher des Alterthums bleiben, weil es ein wunderbarer Anblick seyn würde, einen griechischen oder lateinischen Autor mit deutschen Noten und einer deutschen Vorrede in die Büchersäle der Gelehrten zu senden: sie soll die akademische Sprache der Gelehrsamkeit bleiben, weil sonst eine allgemeine Barbarei erfolgen würde, da wir uns auf andre verlassen, und es blos einem Triumvirat von Schriftstellern in einem ganzen Lande aufgeben, die lateinische Sprache zu erhalten: sie soll in allen Sachen ihre Stimme haben, wo die Alten erklärt, ausgelegt, und in ihren Schönheiten vorgezeigt werden: kurz! sie soll das Werkzeug der Gelehrsamkeit bleiben, das seit so vielen Jahrhunderten diese Ehre gehabt, und mit dem so große Dinge ausgeführet worden sind.

Aber die eigentliche Sprache des Geschmacks, der Künste, der Schönheit muß sie nicht werden; nicht einer Nation die Originalschriftsteller in ihrer eignen Mundart rauben: nicht die Ehre sich anmaßen, auf dem Throne der Dichtkunst zu thronen, und die Sprache der Poeten, der wahrhaftig schönen Schriftsteller, oder derer zu werden, die mit ihren Schriften bilden wollen. Diese sollen vom Sokrates lernen, Patrioten zu seyn, und Nebenabsichten dem Hauptzwecke aufzuopfern: denn dieser wußte es genau zu unterscheiden:

patriae quid debeat, et quid amicis
quod sit conscripti, quod iudicis officium, quae
Partes in bellum missi ducis - - -

Sie sollen aus verunglückten Beispielen sehen, daß, wenn man den Ausdruck unglücklicher Weise vor dem Gedanken behandelt; alsdenn leicht jene todte Bildsäule des Styls daraus werde, die ohne Fehler und ohne wahrhaftig eigne Schönheiten, ohne Leben und ohne Charakter dasteht, für langweilige Leser eine Augenweide: die Bewunderung des regelmäßigen Dummen; allein der Kluge geht

vorüber. Sie sollen aus Beispielen sehen, daß, wenn man sich begnügt, was zehn andre vor uns gesagt, auf eine so Gott will! schöne Art zu sagen, ein Alltagsgesicht daraus werde, — eine Alltagscomposition von hundert hübschen Stellen und Gedanken und Flickgen, die nicht helfen noch schaden, aber doch ins Auge fallen: — daß, wenn man sein „vornehmstes Verdienst in den schönen Aus„druck einer fremden Sprache sezzt; zuerst „unsre Denkart, nachher selbst unsre Sprache, „und wenn dieser Geschmack herrschend wird, „endlich die Denkart und die Sprache der gan„zen Nation zurückbleibe. Alsdenn wird viel„leicht einst ein unpartheiischer Nachkomme „uns die Grabschrift sezzen:

tu quoque, tu in summis, o dimidiate Meander
Poneris et merito: puri sermonis amator.
Lenibus atque vtinam scriptis adiuncta foret vis
- - - vt aequato virtus polleret honore
cum Graecis: neque in hac despectus parte iaceres:
Vnum hoc maceror et doleo tibi deesse - -

10.

In der Sprache der sinnlichen Welt, überall, wo ich blos klar denken muß, ohne doch immer des Unterschiedes mir bewußt seyn zu dörfen; vorzüglich in der Dichtkunst, wo der sinnlich lebhafte Ausdruck alles ist: klebt also der Gedanke sehr am Worte — aber jetzt treten wir auf ein ganz ander Feld, wo sich alles verändert zeigt. Die Weltweisheit: wiefern kann und muß in ihr Gedanke am Ausdruck haften. Fragmente liefern keine Abhandlungen, ich zeichne also Gesichtspunkte hin.

1. Man kann zu einem Begriffe kommen, sinnlich, wo man mit dem anschauenden Blicke zugleich den Namen verbindet: dieser Weg, zu Begriffen zu gelangen, ist offenbar nicht die Straße der Philosophie: sie verirrt sich unter qualitates occultas, wenn sie mit dem Verstande empfinden will, und das Empfundene mit einem von ihm unabtrennbaren Namen umgibt. Ich weiß nicht, ob ich mich deutlich genug erkläre: damit man nicht glaube, ich wollte die Weltweisheit, dem Boden

der

der Beobachtung, entwenden. Ich sage nur; jeder Begriff, den ich glaube, anschauend zu erkennen, da er doch blos eine Würkung der Abstraktion ist, ist ein Scheinbegriff in der Philosophie: und wenn ich ihn mit einem Namen gatte: so ist dies ein leerer Name, den ich nicht entwickeln, und der andre also sich nicht erklären kann; auf gut Glück annimmt, und ein Wort spricht, dabei er nichts deutlich denkt. Ein großer Theil der scholastischen Wortkrämerei kam daher, weil sie abstrakte Begriffe, wie anschauende Gedanken, sich vorbildeten, etwas wahrzunehmen glaubten, was sie schlossen, und sich unter unerklärliche allgemeine Namen versteckten. Wenn eine neuere Philosophie fortfährt, die Wahrheit wie eine Farbe anzusehen, und es zum obern Grundsatz des Denkens nimmt: was ich nicht anders, als wahr oder falsch denken kann, das ist wahr oder falsch — wenn man den Grundbegriff der ganzen Aesthetik, die Schönheit, in ein Ich weiß nicht was? des Geschmacks verwandelt: und die Grundlage der Moral in ein Gefühl, oder Gewissensempfindung, oder gar in einen ange-

 bohr-

bohrnen Gehorsamstrieb sezzet, um es zu bestimmen, was gut ist: — ich sage, wenn dieser Weg die philosophische Methode wird: so sind wir wieder in dem Labyrinth unerklärlicher Worte, wo der Gedanke am Ausdruck haftet, aus welchem uns Baco, Locke und Leibnitz haben erretten wollen.

2. Man kann zu einem Begriffe kommen, wörtlich, wenn der Name genetisch und aus dem Wesen der Sache hergenommen ist. So sind aber blos Worterklärungen, wo ich willkührlich zusammengesezzte Gedanken gemeiniglich auch durch einen Ausdruck gleichsam darstelle. Dies ist noch nicht die eigentlich philosophische Methode, zu Begriffen zu gelangen: denn es sind wenige Namen in der Philosophie, die ihren Begriffen zu gut erfunden sind, weil bei dieser Art der Verbindung zwischen Gedanke und Wort beide unter der Gewalt ihres Erfinders stehen müssen, der sie beide schuf und paarte. So sind nicht die Worte des gemeinen Lebens; denn die Erfinder der Sprache waren selten Philosophen, sondern meistens die eigentlichen Kunstwörter, die daher offenbar als Zwecke nichts gelten;

ten; weil der Erfinder nichts anders im Sinne hatte, als mit ihnen, wie mit Werkzeugen, höhere Endzwecke zu erreichen. Ist also eine Weltweisheit mit solchen Kunstwörtern überladen, ohne daß man diese Kunstwörter anders gebrauchet, als zum Beschauen: so verwandelt sich mit einemmal das, was bei den Erfindern eine Rüstkammer zum Gebrauch gewesen war, in eine Galanteriebude, wo man eins nach dem andern besieht, auskramet, und höchstens hier und dar etwas puzzet. So ist die gemeine Art, Philosophie zu lehren, die eine abgezählte Menge philosophischer Worte hat, sie ihren Schülern vorzeigt, erklärt, und dieselbe höchstens mit einigen Exempeln und Veränderungen bereichert. Der eigentliche Geist der Weltweisheit aber, ist nicht, wie ich glaube, zu wissen, was andre vor uns gedacht und gesagt: sondern es sich eigen zu machen, wie sie es gedacht und gesagt. Wer Philosophie versteht, erläutert und vorträgt, ist vielleicht noch kein Philosoph, und einen jungen Kopf blos auf diesem Wege fortführen, heißt noch nicht ihn denken, sondern andern nachdenken lehren. So viel halte ich von einer

Methode, die da glaubt: Gedanke klebt am Ausdruck; und sich zum einzigen Zweck nimmt, Worte zu erklären, damit man Gedanken blos verstehe: das heißt, Weltweisheit lerne.

3. An grammatische Entzieferungen der Worte lohnt es hier kaum zu denken; denn sie sind gewiß nur am Rande der Philosophie. Nicht, wie ein Ausdruck sich etymologisch herleiten, und analytisch bestimmen läßt: sondern wie er gebraucht wird, ist die Frage. Ursprung und Gebrauch sind oft sehr verschieden, und die Untersuchung des ersten ist nichts, als ein Mittel, den letztern genauer zu erforschen.

Wie klebt nun in der Philosophie Gedanke am Wort? so wie ich im gemeinen Leben mit dem Worte den Gedanken sinnlich klar erkenne, und an dieser klaren Erkänntniß gnug habe? — Nein! denn ihr Geschäffte ist sinnlich klar, aber verworren mit den Worten uns überlieferte Begriffe deutlich zu machen. Dies ist der erste Gesichtspunkt.

Klebt der Gedanke am Wort technisch, damit, wenn ich Worte in ihrer Bedeutung lerne, ich zugleich die Gedanken lerne?

Die

die Gedanken wohl, aber denken zu lernen, wird diese technische Verbindung blos zu einem Werkzeuge.

Klebt der Gedanke am Wort bildlich, wie in der Mathematik das Wort Quadrat im Anschauen seiner Figur? Noch weniger! denn grammatische Auflösungen eines Worts sind selten der Art, daß sie die Begriffe uns eben damit vorbilden: weder wie sie entstanden sind, noch wie sie zusammen ein Ganzes bilden. — Nun wende ich an:

II.

1. Wir haben durch die Sprache denken gelernt: sie ist also ein Schatz von Begriffen, die sinnlich klar an den Worten kleben, und vom gemeinen Verstande nie getrennet werden. Nun kömmt die Weltweisheit, um die Beschaffenheit der Dinge zu erforschen; das ist, sie macht die in der gemeinen Sprache gegebenen Worte deutlich, und mit ihnen werden die Gedanken entwickelt. Wenn also eine philosophische Methode unsrer Erziehung

und Bildung analogisch seyn soll: so nimmt sie die Gegenstände, die wir schon durch Hülfe der Worte sinnlich klar kennen, sezzt die bekanntesten Ideen auseinander, die in ihnen liegen, jeder begreifen und niemand läugnen kann, steigt zu denen immer feinern, bis sie endlich zur Definition kömmt: jetzt erkennen wir in dem Begriffe jeden Theilbegriff, und da wir vorher blos unterschieden, so fern wir mit dem Wort einen klaren Begriff verbanden: so erkennen wir jetzt den Unterschied, weil wir uns der Merkmaale bewußt sind, die beide Sachen unterschieden.

Die wahre und einzige Methode der Philosophie ist also die analytische: diese muß nothwendig die Begriffe des gesunden Verstandes zum Grunde legen, und von hier sich zu Höhen der abstrahirenden Vernunft erheben. Alle wahrhaftig philosophischen Begriffe sind dem Weltweisen gegeben; er kann sie also nicht in einem Verstande nehmen, wie er will, und willkührliche Worterklärungen von Raum, Zeit, Geist, Tugend u. s. w. voraussetzen, oder er öffnet die Quelle zu allen Wortgezänken. Sie sind ihm sinnlich klar

gege-

gegeben, und jeder gute gesunde Verstand muß also durch die Philosophie gleichsam höher geleitet werden. Sie sind ihm aber verworren gegeben, er soll sie durch die Abstraktion deutlich darstellen, und zergliedert sie also, so weit er kann.

Man sieht bei dem ersten Anblick, daß alle Weltweisheit ertödtet werde, wenn man sich begnügt, den Gedanken implicite mit eben dem Ausdruck zu denken. Eben von ihm muß ich ihn absondern, ihn in andre kleinere Bestimmungen auflösen, ihn immer in verständlichen, aber nach und nach in vernünftigern Worten zeigen, bis die Seele sich endlich gleichsam erinnert, was sie mit dem Worte gedacht hat, und vorher nicht sagen konnte, was sie in Platons Reich der Geister sahe, und jetzt nochmals siehet, was in ihr schlummerte, und jetzt erwachet. — Wenn wir nie ohne Worte deutlich denken können: so ists eben der Zweck der Weltweisheit, die blos verständlichen Worte so lange umzusezzen, und zu wechseln, bis sie deutlich werden; der Unterschied dieser beiden Ausdrücke ist eben dadurch geschwächt, daß

wir

steine unsrer Erkenntniß. Allein, unter dem Begriffe des Seyns stehen vielleicht gleich unmittelbar drei unzergliederliche Begriffe: Raum und Zeit und Kraft: das ist, neben, nach und durch einander. Für mich wird es also schwer, es zu begreifen, daß, wo etwas ist, ein anders neben ihm sey? wenn etwas ist, ein anders nach ihm sey? wie etwas ist, das andre durch dasselbe sey? Ich sage begreifen: nicht aber mit Worten zu spielen, daß eins im andern enthalten sey, daß diese Begriffe verwandt sind u. s. w. — Eben so ists für mich einer der größten Knoten, den Begriff des Schönen, und des Guten auf den Begriff des Gedankens zu reduciren, daß ich aus ihm begreifen könne; wie das Anschauen des Einen im Mannichfaltigen, das ist, der Begriff der Schönheit, Vergnügen, und die Erkänntniß der Vollkommenheit, Wollen würke. — Ich führe einige der wichtigsten Grundbegriffe an, die sich nicht weiter entwickeln lassen: „hier „muß der Gedanke am Ausdruck endlich kleben bleiben.„ Aber dies hier und dies endlich kann man nicht nach Belieben hin-

sezzen,

sezzen, wohin man will: sonst verfällt man in eine Philosophie der Faulen.

2. Ich habe jezt die Materie der Philosophie erwogen, von der Form kann ich kürzer seyn. Will man jene Metaphysik nennen, so gibt es eine Grundwissenschaft der Physik, Mathematik, Logik und Moral, die die Begriffe dieser Wissenschaften von ihrer klaren Verständlichkeit bis zur einfachsten Deutlichkeit fortführt, und also ein Schatz deutlicher Begriffe ist. Die formelle Philosophie hat es zum Zweck, daß, indem wir nach und nach zu jenem Schatz gelangen, wir selbst denken, und da wir nie ohne Worte denken, uns ausdrücken lernen. Hier wird es schon einleuchtender, daß ich dies auf keine andre Art lerne, als wenn ich mit großen Meistern mit; daß ich aber auf keine Art so leicht diesen Zweck verfehle, als wenn ich ihnen blos nach denke. Mit dem ersten rechtfertigen sich auf einmal die Kunstwörter der Philosophie gegen alle Spöttereien der Unwissenden: sie sind nöthig und nützlich, denn an ihnen klebt der Gedanke großer Philosophen, in deren Geist ich mich durch diese Worte sezze, mit ihnen

denke, schließe, beweise, eintheile, und also denken, schließen, beweisen, eintheilen lerne. Aber Zwecke müssen sie nicht seyn; daß ich blos diese Worte verstehen, und ausdrücken könne: wer dies zu seinem Ziel erwählt, kann allerdings ein guter Interpres der Philosophie, ein brauchbarer Mann, angenehm in Schriften, und berühmt im Vortrage seyn; aber im schärfsten Verstande so wenig ein Philosoph, als Warburton und Johnson Poeten sind, weil sie über Pope und Shakespear commentiren. Reiflich erwogen ist der Name eines wahren Weltweisen, eines Erfinders in der Philosophie so eine Seltenheit, als der Name eines wahren Dichters: nur daß freilich unsre Zeit geschickter ist, jenen, als diesen, hervorzubringen. „Die nemlichen Ur„sachen erzeigen beiderlei Arten von Gewür„me, elende Dichter und elende Philosophen. „Es sind immer Worte ohne Geist, Methode „ohne innere Erleuchtung, Redensarten ohne „Gefühl, die sie von ihren Meistern auf gu„ten und blinden Glauben annehmen, aus de„ren Vermischung nimmermehr ein begeister„tes Ganze entstehen kann. Zu Wolfens

Zeiten

„Zeiten fuhr die Demonstrirsucht in die seich„ten Köpfe, bis sie träumten, sie wären Me„taphysiker; jetzt führet sie der Schwindel„geist der Empfindungen so lange im Zirkel „herum, bis sie hinfallen, und sich begeistert „glauben. Aber es gilt hier, was die Alten „von ihren Begeisterten zu sagen pflegten: „εισι γαρ δη ναρθηκοφοροι πολλοι, βακ„χοι δε γε παυροι, welches Plato schon „zu seiner Zeit auch auf die Weltweisen an„gewendet haben wollte *.„ Und noch eher auf unsre Zeit, da selbst unter den Deutschen ihre Mutter, die Philosophie, so fremde geworden, daß man höchstens einige akademische Thyrsusträger sieht, die sich Bacchus zu seyn glauben. Sie lernen Worte und glauben: „mit ihnen haben sie Gedanken.„

Gnug! in der Weltweisheit Ausdruck statt Gedanken nehmen, ist verderblich; den Gedanken blos im Vehikulum des Ausdrucks verschlingen, ist unnützlich; aber Begriffe aus den gegebenen Worten entwickeln, und deutlich machen: das ist Philosophie. — Nun sollte ich mein Fragment mit den wah-

* Litt. Br. Th. 13. p. 18.

ren und gründlichen Bemerkungen unsers philosophischen D. krönen, ob wir ohne Worte denken können? — * von der Nothwendigkeit der symbolischen Känntniß — ** von Leibnitzens allgemeiner philosophischen Schrift und Sprache *** und andre Materien, die ich in einer Abhandlung voraus schicken müßte, aber in Fragmenten von dieser Art blos citiren darf: denn vielleicht sind mehrere, die mit mir von diesem Weltweisen denken, was dort Antimachus zum Plato sagte, da dieser seinen ganzen Lehrsaal füllte: Plato ist mir statt vieler! Die werden hier meine Fragmente aus der Hand legen und die citirten Stellen lesen.

12.

Ich habe in einem Labyrinth von verschiednen Aussichten umhergeschwärmt; jetzt kömmt mir mein Leitfaden wieder in die Hand, und ich knüpfe ihn an meine vorige Materie an: daß

* Litt. Br. Th. 9. p. 43.
** Th. 13. p. 21. *** Th. 4. p. 234.

daß die lateinische Sprache einigen Eindruck in das Innere des wissenschaftlichen, insonderheit philosophischen Vortrages gemacht habe, und daß hier der Ausdruck oft den Gedanken beherrsche.

Ob sich gleich jede Wahrheit, die ich doch, um sie deutlich zu denken, nicht ohne Worte denken kann, in jeder ausgebildeten Sprache muß sagen lassen; so daß es nachher blos die Pflicht der Sprachweisen ist, die Sprache dazu zu schaffen, daß sie jede Wahrheit leicht und ganz und nachdrücklich sage: so rede ich hievon doch jetzt gar nicht. Ich verwerfe bei Lehrbüchern nicht nur nicht die lateinische Sprache: sondern wünsche ihr aus guten Ursachen, die Ehre wieder zu erobern, die Sprache wahrer Systeme, und das allgemeine Band der Gelehrsamkeit zu seyn. Seit dem man von ihr abgewichen: so sind jene neumodische Lehrbücher erschienen, die ästhetische Kapriolen schneiden, wo sie mit vestem philosophischen Tritt einhergehen sollten. Ich gebe es also zu, daß, wenn ein blos dogmatisches Buch, durch eine lateinische Uebersezzung viel von seinem Innern ver-

liert: so sey das Abgegangene gewiß Schlacken, sie mögen so glänzen und locken, als sie wollen. Ich gebe es zu, daß jeder Lehrer seinen Lehrbegriff in aller Kürze und Strenge überschauen müsse, und wenn die lateinische Sprache zu dieser Kürze und Strenge hilft und bildet: so müsse er sie ganz in sich gesogen haben. Ich gebe es zu, daß wir uns unsre Gelehrsamkeit weitläuftiger und schwerer machen, wenn jede Nation, allgemeine dogmatische Wahrheiten in ihrer Muttersprache schreibt, und daß, wenn die Litteratur auf diesem Wege fortgeht, wir bald nicht blos Französisch, Englisch und Italiänisch, sondern auch Schwedisch, Dänisch, Holländisch, Spanisch, Rußisch u. s. w. werden lernen müssen, wenn wir die Erfindungen werden wissen wollen, die dem ganzen Markt der Gelehrsamkeit zugehören. Ich sage also mit Geßner: An vti Germanica lingua conuenit in praelectionibus Academicis? Serum est interrogare. Quaeramus potius, an non in aliquam partem honoris sui restitui possit Latina?

Hie-

Hievon rede ich nicht; sondern frage: ob diese Sprache auch über Begriffe, über Reihen von Wahrheiten, über Beweise, über Eintheilungen und Unterschiede, ja gar über Methode und Denkart eine Zauberkraft habe? Wäre dies, so kann man in reinem Deutsch doch Lateinisch denken, seinen Vortrag doch nach dieser Sprache modeln, und also noch immer Gefahr laufen, Worte statt Sachen, Lehren statt Wahrheiten, Kathederwissenschaft statt Weisheit, und Ausdruck statt Gedanken, auf gute Treu und Glauben zu verkaufen.

Unsere Wissenschaften wachsen sämtlich und besonders nicht auf unserm Grund und Boden: Jahrhunderte durch sind ihre Wurzeln in die Abgründe und Adern der lateinischen Sprache verwachsen: wir müssen die Denkmäler der Weltweisheit in ihr studiren, unsere Gelehrsamkeit weit und breit zusammenholen: und nun begeben wir uns zu schreiben – Es sey eine Sprache, welche es wolle, wir werden etwas von diesem Zwange in sie bringen. Wer kann es also einem gelehrten und sehr verdienten Gottesgelehrten, wenn man nicht

selbst ein Schwätzer ist, denn so bitter verargen, wenn sein Vortrag sich unter eine Last lateinischer Litteratur gekrümmt, sich mühsam fortziehet. Freilich wäre seine Geschichte der Glaubenslehren ein andres Werk, wenn man sie in das natürliche Deutsch einer Winkelmannschen Geschichte der Kunst übersezzte: aber beklaget sie vielmehr, die Baumgartens, die Semler, die Heilmanns, daß sie nach der Lage der Gelehrsamkeit zu ihrer Größe kaum gelangen konnten, ohne einigen Zwang von ihren weitläuftigen Wanderungen anzunehmen. Man spottet so häufig über den akademischen Styl in Paragraph langen Perioden: man hat Recht, ihn zu tadeln: aber die eisernen Ketten, unter denen er einherschleicht, sind freilich oft geschraubte Mühsamkeit, oft aber offenbar aus dem Lateinischen übertragen.

Ferner: es sind in dem Anblick der Wissenschaften und der Weltweisheit vielleicht fremde Vorstellungsarten, und Gesichtspunkte, aus fernen Völkern, Zeiten, und Situationen: die uns nicht mehr wundern, weil

man uns gleich von Anfange der Unterweisung in sie gleichsam eintaucht, die aber einem Kopfe, der die Litteratur als Fremdling studiret, so fremde und buntschäckig vorkommen, als in dem altgalanten Stil die lateinischen Wörter. Diese entfernte und veraltete Vorstellungsarten geben dem Ganzen des Vortrages die Mine des Gelernten: sie öffnen dem gelehrten Psittacismus die Thüre, der sich ihnen bequemt, und Worte nachplaudert. Sie sinds eben, die den Bücherphilosophen von der Weisheit des Lebens getrennt, da er sich doch auf sie mächtig stüzzen, und jederzeit von ihr ausgehen sollte, um nachher seine eigne Sphäre zeitig genug zu finden. Sie sinds, die den philosophischen Magisterton aufgebracht, der Ballast, statt Gold führet, und von Weisheit strozet, die nicht eine einladende Mine hat. Welch ein Unterschied zwischen einem Moses und Kölbele.

Ohne Zweifel ist auch selbst zu Lehrbüchern die Sprache des gesunden Verstandes die beste, die sich gelegentlich der wissenschaftlichen Vernunft mitzutheilen weiß. Es führet

hierinn aber ein berühmter Mann * das Wort statt meiner schwachen Stimme, dessen gründliche Betrachtungen auf den wissenschaftlichen Vortrag im Ganzen angewandt werden können: so wie man überhaupt dem Lobe beistimmen ** muß: „wenn es dem Reiche der Wis„senschaften zuträglich gewesen, einem mit „willkührlichen Begriffen, Hypothesen und „Schlüssen offenbar zu weit getriebenen und „zuletzt nur in bloße Schalen einer kernlosen „Methode verwickelten philosophischen Ge„schmacke sich entgegen zu setzen: so hat Göt„tingen Antheil an der Ehre eines gebesser„ten oder geretteten Geschmacks.„

---

* Michaelis Vorrede zu seinem Compendio theologiae dogmaticae.

** Pütters Geschichte der Akademie zu Göttingen.

II.
Vom neuern Gebrauch der Mythologie.

1.

Von hieraus gehe ich, wie ich glaube, den sichersten Weg einer Materie entgegen, die in einer der neuesten und feinsten critischen Schriften * unter uns von neuem rege gemacht ist: wie weit wir die Mythologie nachahmen können, und müssen? Klotz nehmlich in seinen Epistolis Homericis untersucht diese Frage im Vorbeigehen, und so wie dieser Verfasser überhaupt in seinen Parenthesen unterhaltender seyn möchte, als in den Sachen, die er zweckmäßig abhandelt; so gebe ich auch der Exempelreichen Abhandlung, daß die Mythologie nicht in geistliche Gedichte der Christen zu mischen sey, meinen ungetheilten Beifall.

Aber wie fern uns die Mythologie im Ganzen, erlaubt, nützlich, ja nothwendig

dig

* Klotz, Epistol. Homer. Epist. II.

dig zu brauchen seyn möchte: hier scheint seine Calliope, die er vor dieser Betrachtung anruft *, ihn etwas zu weit verführt zu haben; oder er ist undankbar gegen seine Führerinn, die ebenfalls zur Mythologie gehört, und ihren Schüler also verlassen mußte, da er der Mythologie zu nahe trat. Wir wollen ihm nachschleichen, und ihn etwas zurück zu locken suchen.

„Warum, frägt er, ist Neptun ein Gott „des Meers, Pluto der Hölle u. s. w. man „kann nichts bei allen diesen Fabeln zur Ursa„che angeben, als weil es den Griechen und „Römern so gefiel **!„ Freilich, der Name ist willkührlich! und meinetwegen mag statt Jupiter, Neptun und Pluto, auch Perkunos, Pikollos und Potrimpos, oder Odin, Thor und Locke stehen, nur müssen diese Namen, so durchgängig bekannt, mit so hohen poetischen Begriffen gleichsam verknüpft, und unsrer Sprache so angemessen seyn, als die griechischen und römischen Namen der Götter. Alsdenn ist uns nichts daran

* Epist. Hom. p. 123.

** Ibid. p. 124.

daran gelegen, ob sie von den Griechen, oder Scandinaviern, den Römern, oder alten Deutschen erfunden sind. Nur, ich wiederhole es nochmals, sie müssen so durchgängig bekannt, mit so vielen dichterischen Erzälungen ausgeschmückt, und an Tönen nicht rauh seyn. Der Dichter und Artist braucht, um seine vollkommen sinnliche Schönheit zu erreichen, oft solche personificirte Stücke der Natur: hier einen Wasser- dort unterirrdischen Gott, wo der Begrif von Meer nicht paßlich, und die Idee vom Teufel nicht edel gnug war. Hier hat der Verfasser die Ursache, warum ein Neptun und Pluto nöthig waren, blos als poetische Geschöpfe, nicht Namen.

Er fährt fort *: „die Mythologie beruht „auf nichts, als dem Irrthum und dem Aber-„glauben der Alten!„ gut! Religions-Begriffe, Bilder der Wahrheit muß sie also uns nicht geben; aber wir nuzzen sie auf einer andern Seite, der sinnlichen Schönheit wegen. Wenn ich mythologische Ideen und Bilder gebrauche, so fern gewisse moralische, oder

* pag. 125.

oder allgemeine Wahrheiten durch sie sinnlich erkannt werden: so sind mir ja mythologische Personen erlaubt, die durchgängig unter einem bestimmten und dazu sehr poetischen Charakter bekannt sind, oder in der Fabel Aesops, müßten die Thiere nicht mehr sprechen, und in keiner Fiktion müßte ich erdichtete Personen gebrauchen können — warum? weil sie der Wahrheit entgegen sind. — Der Wahrheit wegen brauche ich sie auch nicht; aber ihrer poetischen Beständheit: und wenn es personificirte Dinge sind; der sinnlichen Anschauung wegen. Freilich, die die mythologischen Namen blos „als leere Schälle * gebrauchen,„ die können ihrer entrathen; sind das aber Dichter? Weiter: „es ist ein sehr mittelmäßiger Kopf, „der nichts selbst in Vorrath hat, sondern „hundertmal wiederholte Bilder wiederholen „muß **!„ nicht blos ein mittelmäßiger, sondern ein schlechter Kopf ist, der nichts im Vorrath hat, der blos wiederholt; aber wer hundertmal auf einerlei Art gebrauchte Bilder, auf eine neue Art braucht, wer hundert-

* pag. 126. ** pag. 127.

hundertmal gebrauchte Personen zu Machinen einer im Ganzen neuen Fiktion braucht, wer in hundertmal gesehene Körper, einen neuen Geist hauchet, daß sie ihm zu großen Zwecken dienen, und in einer neuen Sphäre, ihrem Charakter gemäß, Poetischschön handeln: der ist mehr als mittelmäßiger Kopf. Nicht darinn besteht sein Verdienst, daß er sie brauchet, (weil er damit seine Känntniß zeiget) nicht darinn, daß er die Schwürigkeiten ihres abgenutzten Alters zu überwinden wußte, denn warum lies ers, wenn dies sein einziges Verdienst war, nicht gar bleiben? sondern weil er sie zu schönen poetischen Zwecken schön zu brauchen wußte.

Ich will ein Zeugniß anführen, dem der Verfasser vielleicht glauben wird: es erlaubt zwar allein den Künstlern die Mythologie: wenn sie der Dichter aber zu eben den Zwecken brauchen kann, und nöthig hat; warum sollen wir hart, oder eigensinnig seyn, und sie ihm denn versagen? Ich sezze meines Zeugen eigne Worte her, damit der Leser nichts vom schönen Ausdruck verliere, oder ich untreu würde: artificum ratio huius disputa-

tionis ſeveritatem refugere videtur. Nam vt in ſermone verba, ſic in pictura ſigna quaedam ſunt, ab antiquis temporibus, atque ex mythologia profana repetita, quae quaſi verborum ſermonisque vim nacta ſint. — Porro harum allegoricarum figurarum ope illud commodi nanciſcuntur artifices, vt in vna tabula complures res exponere queant, quarum ſingulae ſingulas tabulas poſtularent, ſi ab hac ratione recederent. — Praeterea res, quae in ſenſus non cadunt, hoc modo ante oculos ponuntur, et obmuteſcenti quaſi hiſtoriae ſuccurrit allegoria: attentio igitur conſeruatur, et dum omnia videmus, laetamur. — Wozu braucht ſie alſo der Künſtler? Zuerſt wegen ihres beſtimmten Charakters, da ſie bedeutungsvolle Worte ſind: ferner durch den Reichthum von Ideen, der ſie begleitet; drittens, ſie mahlt abſtrakte Begriffe ſinnlich. Nun! und wenn ſie zu dem allen der Dichter brauchen kann, und muß: um ihrer allgemeinen Beſtandheit, um ihrer hohen poetiſchen Nebenbegriffe, um ihres Lichts der ſinnlichen

An-

Anschauung willen: damit er allen verständlich, damit er poetisch edel, reich und schön, damit er für die anschauende Phantasie rede: wer soll sie ihm verwehren? Unser Verfasser nicht, denn er erlaubt sie ja deswegen dem Künstler; ich auch nicht, da ich für sie rede, der Verfasser der homerischen Briefe auch nicht: denn das angeführte Zeugniß ist sein eignes *, aus demselben Briefe, und in derselben Sache. Ich habe ihn durch sich selbst zurückgeführt: vorher hat er blos die Mythologie zu einseitig angesehen. Nicht wie Griechen, und Römer sie brauchen **, (als Religions- und Historienwahrheiten,) nicht, wie sie die Reformatoren nach der Barbarei oft beibehielten ***, (als eine heilige Antike, aus einem Vorurtheile des Ansehens,) nicht, wie sie gehirnlose Köpfe brauchen †, (als einen leeren Schall) nicht, wie sie elende Schwätzer brauchen ††, (um neun und neunzig mal gebrauchte Gleichnisse,

* s. Epist. Homer. 2. p. 129.

** pag. 132.

*** pag. 125.

† pag. 126.

†† pag. 127.

nisse, statt eines neuen, das Kopfbrechens macht, hinzustellen) sondern mit einer neuen schöpferischen, fruchtbaren, und kunstvollen Hand — und zwar blos wenn er sie nöthig hat, und zu den angezeigten großen Zwecken gebrauchen kann.

2.

Ganz nothwendig für einen jeden Dichter schlechthin, ist die Mythologie gar nicht. Ich sehe die Ursache, womit ein Kunstrichter * Klotzens Meinung begegnet, für gar keine Ursache an: „der Dichter überzeugt uns durch „seine Mythologie, daß er mehr als bloße „Verse machen kann; er gibt einen überzeu„genden Beweis, daß er ein Gelehrter ist, „der sich in den Werken des Alterthums um„gesehen hat, oder noch umsehen kann, wel„ches unsre Poeten als was ziemlich Ueber„flüßiges anzusehen anfangen.„ Der Recensent, dessen dies Urtheil ist, will uns damit

* s. Deutsche Bibl. 1. B. 1. St. p. 203.

mit vielleicht überzeugen, „daß er mehr, als „bloße (d. i. nackte) Recensionen schreiben „kann; er will uns damit einen überzeugen. „den Beweis geben, daß er ein Gelehrter „ist, der sich in den Werken des Alterthums „umgesehen hat, oder NB. noch umsehen kann, „welches unsre Recensenten als was ziemlich „Ueberflüßiges anzusehen anfangen.„ Dessen hat er mich auch überzeugt, aber nichts mehr. Durch den Gebrauch der Mythologie lernt man nicht gleich mehr, als bloße Verse machen: wer ein Compendium der Mythologie durchgelesen, ist noch kein Gelehrter, der sich in den Werken des Alterthums umgesehen haben muß: ein Gelehrter ist noch kein Dichter, und ein Alterthumskenner kann sich eben, wenn er sich im Staube der Alten umsieht, das poetische Auge verderben: und denn um sich in den Alten umsehen zu können, lieber Gott! dazu braucht man ja nicht mythologische Gedichte gemacht zu haben; so wenig als der Recens. mythologische Gedichte darf vertheidigt haben, um sich in den Werken der Alten umsehen zu können.

Aber noch eine Ursache von ihm *: „wenn „die Mythologie aus der pindarischen oder „horazischen Ode verwiesen werden sollte: so „sehe ich gar nicht, wie sie den Namen einer „pindarischen oder horazischen Ode verdienen „könnte. Der Begriff von beider Art Oden „involvirt die Mythologie, ohne selbige ist „es nicht möglich, einen vollständigen Be„griff davon zu geben, oder wenn Sie das „nicht zugestehen wollen, Herr Klotz: so müs„sen Sie rc.„ O ja, lieber Herr Präceptor, auch ich will Ihnen alles zugestehen, wenn Sie mir etwas, was für mich sehr schwer fällt, den Begriff, den vollständigen Begriff einer pindarischen oder horazischen Ode geben, und sich herablassen, mir in ihm die Mythologie zu evolviren, die Sie involvirt haben. An meinem schwachen Verstande liegts vermuthlich, daß ich diesen Begriff noch nicht vollständig aus einander setzen kann, so genau ich ihn zu bemerken und mindstens zu empfinden gesucht; daß ich nicht so entscheidend behaupten kann, dies gehört zur pindarischen und horazischen Ode wesentlich,

und

* s. Deutsche Bibl. I. B. 1. St. p. 204.

und dies zufällig; dies muß, und jenes darf nicht nachgeahmt werden, in einer fremden Sprache, bei einer ganz verschiednen Religion, auf einer ganz verschiednen Stuffe der Litteratur, unter ganz andern Umständen und zu ganz andern Zwecken. Ich habe nach dieser schwachen Blödigkeit endlich geglaubt, daß der Charakter Pindars und Horazens am sichersten, nicht in dem, **was**, sondern **wie** sie es singen, ertappet werde, daß es nicht darauf ankomme, ob sie eben diese Materialien zu ihren Farben nähmen, sondern, daß hier die **Manier** zu mahlen in Betracht komme. Ich habe geglaubt, daß man, um ihren Geist zu erforschen, genau drauf Achtung geben müsse: wie sie die Umstände ihres Helden oder Vorfalls nüzzen, wie sie in der Anlage des Plans, in der Fortführung der Ideen, der Art, Gleichnisse zu mahlen, und sie zu stellen u. s. w. sich charakterisirten. Ich glaube, daß eine Nachbildung schon den Namen einer pindarischen oder horazischen Ode verdiene, (etwas, was ein Römer oder Grieche allein **entscheiden** müßte, der uns kennete,) die, damit ich das Gleichniß von einem Ge-

 bäude

bäude gebrauche, die Materialien, die sie gebrauchen könnte, nach der Bauart, Form, den Theilen, und der äußern und innern Zierlichkeit einer griechischen oder römischen, aufrichtete: ich glaubte dies nicht allein, sondern ein andrer *, der schon seinen Mann besser kennet, sagt so gar: „seit dem Homer „hat man geglaubt, daß die Zusammensetzung „der Hauptzüge eines bestimmten Subjekts „nach den Regeln der Uebereinstimmung, und „nach der Beschaffenheit des Zwecks, den „man hat, den Plan eines schönen Werks „ausmachten, so wie die Grundrisse der Zeich„nung und die Stellung der Figuren gegen „einander den Plan eines Gemäldes darle„gen.„ Alles dies glaubte ich, und wünschte also unsern Homers, Pindaren und Horazen mehr die Art, wie jene die Mythologie nuzzten, anwandten und zum Theil erfanden, um dieses Namens würdig zu seyn, als die Mythologie selbst; Aber —

Nun höre ich so viel Aussprüche neuerer Kunstrichter, die mein ganzes Ohr fühlet, und

* Litt. Br. Th. 19. p. 97.

und meine Zunge kaum nachstammelt: z. E.*
„Machen Sie mir doch einmal ein Helden-
„gedicht, ein Deutsches, aber nach keinem
„griechischen oder lateinischen Maaßstabe.
„Oder eine Ode; aber das versteht sich, we-
„der nach griechischen noch lateinischen Mu-
„stern. Ich möchte dergleichen wohl sehen!„
Hier lief mir ein Schauder über den Leib, und
meine Hände sanken. Mir strichen zwar
Fingal, und Regner Lodbrog und die
Skaldrischen, und Bardengesänge, und
die Psalmen Davids, und arabische Ge-
dichte, durch die Seele, aber in der Angst
schnell und verworren. Ich wagte nichts
hervorzubringen, denn das gravitätische Kopf-
nicken des Präceptors, bei den Worten:
„ich möchte das wohl sehen! schreckte mich.
„Ei! dachte ich, diese Leute haben vielleicht
„die Punkte, welche die Alten festgeheftet,
„vielleicht unwissentlich aus einander gerissen,
„und dies ist alsdenn ein neuer Geschmack,
„der nothwendig verkehrt seyn muß, – weil er
„von den Regeln des weisen Alterthums ab-
„geht **.„ Nun entfiel mir aller Muth zu

 hoffen,

* Litt. Br. Th. 21. p. 45. ** Ebendas. p. 44.

hoffen, daß, da wir Helden haben, größer als die Helden Pindars, und Könige, grösser als die Mecäne des Horaz, wir weit leichter, und paßlicher Stoff zu Oden für Pindars und Horaze hätten, als für Homere und Virgile: mir entfiel der Muth, es zu versuchen, ob nicht eine pindarische neuere Ode sich so unter die Heldenthaten und Vorfahren eines Königes verirren könnte, wie der alte Thebaner in seine Mythologie, die National und verwandt mit seinen Helden war; ich gab alles auf, und entschloß mich zum sichersten, meinem Lehrer die Oden Pind. und Hor. selbst zu zeigen, ohne an Nachbildungen zu denken, und da war es freilich wahr: „wenn „die Mythologie aus ihnen verwiesen werden „sollte, so sind sie freilich (p. princ. con- „trad.) nicht mehr ohne Mythologie, was sie „mit Mythologie waren, pindarische und hora- „zische Oden. Q. E. D.

Ich finde mich zum Verf. der Homer. Br. zurück. Ich glaube, erwiesen zu haben, daß der Gebrauch der Mythologie an sich nicht ganz verwerflich sey: nun bleibt die große Frage übrig: ist er denn so nüzzlich?

3.

Es ist eine leere Furcht, ohne alte Mythologie werde man schlechtere und frostigere Verse machen: Tantam rerum, quae hodie est, facies sententiarum novarum et imaginum copiam praebet, vt homini ingenioso, numquam deesse possint, quibus exornet carmina *. Hier muß ich erst wissen, was fodert die Dichtkunst; und wie weit kann ich ohne Mythologie dies erreichen? Man denke nicht, daß ich aus der Erklärung der Poesie das Ideal im Allgemeinen bestimmen werde; ich sehe blos die Foderungen der Poesie an, so fern sie mit der Mythologie gränzen, oder nicht. So bald es in der Dichtkunst auf mehr ankömmt, als auf Verse machen, und fließend reimen: so kann sie entweder für den Verstand reden, oder für die Einbildungskraft: für diese, um sie blos kalt zu vergnügen, oder zu rühren, und gleichsam zu täuschen. Dies, glaube ich, ist die psychologische Eintheilung derselben.

* Epist. Homer. p. 126.

Wenn die Dichtkunst für Vernunft redet: so ist das Ganze ihres Inhalts Wahrheit: was sie dazu thut, sind blos kleine Auszierungen, und Schnitzwerk: das Allgemeine ist ihrem Gebiet gleichsam entnommen. Da ich unsre geistliche Gedichte gleich ausgeschlossen: so bleiben mir hier philosophische Lehrgedichte übrig; in diesen kann nie die Mythologie mehr als Schmuck und Erläuterung seyn, ohne zur Bildung des Ganzen was beitragen zu wollen. Allein, in dem angezeigten engen Gesichtspunkte, wer wollte sie ausschließen? Wird sie blos zu verdunkelnden Anspielungen angewandt; so ist sie verwerflich — aber zu Beispielen, zu Vergleichungen, zu einzelnen Bildern, da betrachte ich sie auf dem Rande der Geschichte, als eine Quelle von poetischen Exempeln: (würde ich historische Wahrheit immer verlangen; so könnte ich ja auch wenig aus der alten Geschichte, die immer halb Fabel ist, anführen,) prächtigen Farben, und redenden Bildern: und hier lasse ich sie mir nicht nehmen.

Wenn

Wenn die Dichtkunst für den Verstand redet, durch die Fabel, von der Aesop der Urheber ist: so kann ja die Mythologie handelnde Subjekte liefern, die uns in einem einzelnen Fall, der als würklich vorgestellet wird, einen gewissen allgemeinen Satz anschauend erkennen lassen: und warum sollte sie nicht die Quelle mancher Fabeln seyn können. Wenn man einige Geschichten aus Bacons Weisheit der Alten von der gar zu vielen Kunst entkleidete, die er tiefsinnig in sie legte — wenn man sie aus der Demmerung der Allegorie, in der sie bei ihm stehen, mit dem Licht einer Geschichte völlig bekleidete: so würden doch wohl einige so schöne Fabeln daraus, als Leßings 5te im 1sten Buche, seine 10te 18te 23ste 28ste im zweiten: und diese so schöne Fabeln will mir der Kunstrichter rauben, die unter den Leßingschen gewiß zu den besten gehören? wie viele werden wir aus Gellert, Gleim, Hagedorn, Lichtwehr verlieren? Hier sind ja die mythologischen Personen nicht leere Schälle, sondern handelnde Wesen, nicht bloße Namen, sondern Wesen von einem beständigen

Chara-

Charakter, nicht gedankenlose Wiederholungen, sondern ein künstlicher Gebrauch edler Personen, die mir einen allgemeinen Satz handelnd zeigen: kurz! alles was nur der strengste Kunstrichter der Fabel von ihr fodern kann.

Hier steht die artige Fiktion des Sannazars an ihrer Stelle, die K. angreift *, sie läßt einen allgemeinen Satz: Venedig übertrifft Rom anschauend erkennen, und wäre Handlung in ihr: so gäbe ich ihr (nicht wie der Venetianische Rath Geldsäcke: denn dies war mehr für die Materie, als die Form,) sondern einen ungehinderten Platz unter Fabeln. Jetzt ist sie blos Epigramm, da ihr das Fortschreitende der Handlung fehlt: aber kann ich wie Trapp ausrufen: vbi hic acumen? quid salsum, quid facetum? ne vmbra quidem ingenii! Das acumen und salsum und facetum liegt hier darinn, daß der allgemeine Sazz, der Venedig so schmeichelte, gleichsam in die Morgenröthe einer Fiktion eingekleidet, und anschauend dargestellet wird. — Kann ich wie Klotz ausrufen:

* Epist. Homer. p. 130-132.

rufen: in his versibus nil est, praeter inanem verborum sonum, quibus nulla subiecta sententia! Auch nicht! denn eben dazu ist ja das Epigramm erfunden, um hinter bekannte, und poetischansehnliche Personen eine Sentenz unterzuschieben. Freilich wäre zu Horaz und Virgils Zeiten dies Epigramm passender gewesen, aber warum? aus einer Nebenursache, weil Jupiter und Neptun damals Götter waren, denen man glaubte, und die man durchgängig kannte: das Epigramm hätte damals also Religions- und historische Wahrheit erhalten, und wäre feierlicher gewesen, weil jeder Leser viele hohe poetische Nebenbegriffe sich dachte. Jezt wird freilich Neptun und Jupiter verlacht, so bald sie als Zeugen auftreten: man glaubt ihnen ihren Ausspruch eben so wenig, als dem Sannazar selbst. Was thut aber dies hier? legt Sannazar dies den Göttern in den Mund, um seinem Sazze durch ihren Ausspruch Gewicht der Glaubwürdigkeit zu geben: so ist er ein Narr! bezahlte ihn Venedig so theuer, weil es glaubte, ihre Größe würde in dem Munde der Götter unwidersprechlich:

so

so zahlte es freilich so albern, als eine Mutter das Lob ihres Kindes in einer gelognen elenden Leichenpredigt: aber betrachtet man das Epigramm an sich, so ists ja artig, und (insonderheit damals, da die Mythologie, als poetisches Baugerüste bekannter, und mehr in Ruf war, als jetzt,) poetisch. Ists aber so viel Geld werth? Das weiß ich nicht! wer kann Liebhaberei, und Lobgedichte taxiren, als der Liebhaber, und der Gelobte selbst?

Ich trete eine kleine Stufe höher! Zu den Oden! Eine Ode, die wirklich Empfindungen singt, und in mir erregen will, muß sich in das Labyrinth der Mythologie gar nicht, oder nur selten verlieren. In einem Empfindungsvollen klopstockischen Gedicht, oder in Hallers Ode auf die Mariane würde es ohne Zweifel fremde und gesucht seyn, Bilder, die bei uns nicht so nahe an den Kammern des Herzens liegen, zu brauchen, um an das Herz des andern zu klopfen. Aber eine Ode, wenn ich sie als eine poetische Ausbildung eines lebhaften Gedanken ansehe, die die Einbildungskraft des andern bis zur sinnlichen Anschauung erre-

gen,

gen, und bis zur Illusion beschäftigen soll: so erlaubt sie die Mythologie als eine Quelle sehr lebhafter Bilder anzusehen, aus der ich welche herausheben kann, um meinen Gedanken gleichsam in sie zu kleiden, daß er sinnlich anschauend erscheine, die Aufmerksamkeit bis zur Täuscherei beschäftige, und durch die Illusion reizze. Man siehet, daß ich die Mythologie als Werkzeug, und nicht als Zweck empfehle, um pindarisch und horazisch zu seyn. Hat die horazische und pindarische Ode nicht höhere Zwecke, höhere Verdienste, und Vollkommenheiten, als Mythologie: so kann ja ein Feind der letztern sagen: wohlan! könnt ihr nicht horazisch und pindarisch singen, ohne Mythologie; so laßt auch jenes meinetwegen nach, lernt von diesen guten Alten in andern Stücken, oder gar nicht: und laßt den Vogel singen, nach dem deutschen Sprüchwort, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. —

Es ist bei der Ode auch ferner nur immer ein Nebenzweck, oder vielmehr blos ein Mittel zu Zwecken, woraus einige neuere Kunstrichter so viel machen, eine Anordnung und Stel-

Stellung der Ode nach gewissen Mustern und Sazzungen. Könnte ichs doch laut rufen, daß, so wie ein regelmäßiges aubignacsches Theaterstück ein elendes Werk seyn kann, dagegen ein Shakespearscher Lear oder Hamlet ohne alle Anlage den Zweck des Trauerspiels erreicht, dramatisch zu rühren; so sey es ganz und gar nicht die Hauptvollkommenheit einer Ode, so und so, nach diesen und jenen Mustern, mit der und jener Kunst angelegt zu seyn, daß sie die schöne Einheit, und die schöne Unordnung, die schöne Kürze und die schöne Methode habe, und was dergleichen schöne Regeln mehr sind, die nichts gelten, wenn man, um sie zu beobachten, schöne, künstliche und frostige Oden, macht. Könnte ichs doch laut genug rufen, daß wer Horaz nachahmt, um ihn nachzuahmen, und ein schönes, regelmäßiges, künstliches, und gelehrtes Gerippe seiner Oden darzustellen, noch kein Horaz sey, wenn er nicht den Zweck der Ode erreicht, uns den lebhaften Gedanken sinnlich darzustellen, daß jeder Zug der horazischen Mythologie, die es für ihn thun konnte, aber für uns nichts zu

die-

diesem Zweck beiträgt, der Ode zuwider, unnatürlich und Hinderniß sey; kurz, daß eine Ode, die blos durch Gelehrsamkeit, Kunst und Regelmäßigkeit schäzzbar ist, keine Ode sey, weil sie ihren Zweck nicht erreicht, wohl aber eine Sammlung künstlicher und schöner Verse heißen könne. Ich sehe es also nicht als einen Hauptgrund zur Vertheidigung an, wenn der vorige Rec. sagt: „wenn der Poet, „der mythologischen Bildern einen Standort „gibt, von dem sie, so zu reden, die glückliche „Aehnlichkeit, die darinn liegt, von selbst „zeigen: so zeigt er sich von der Seite des „Artisten *.„ Am Artisten ist uns Gottlob! im Gedicht nichts gelegen, wenn er nicht durch seine Künsteley sich als wahrer Dichter zeigt.

Nun sollte ich mich auf das weite Feld des Drama und der Epopee wagen — unermäßlich und blos durch sich begränzt, liegt es vor mir: ich wage es also nicht, ein Gesezzgeber zu seyn, und zu sagen: „ein Heldengedicht, ein Drama ohne griechischen und „römi-

* Deutsche Bibl. 1. B. 1. St. p. 204.

„römischen Schnitt ist unmöglich.„ Da würde Shakespear und alle unsre ungebohrne Shakespears, die wir für unsre Bühne hoffen, da würde Oßian, und Klopstock, und alle Oßians und Klopstocks, die wir noch hoffen, wider mich schreyen. Ich wage es aber auch nicht, ihnen Mythologie zu verbieten, sie auch der Oper zu verbieten, und sie blos dem Epigramm * zu erlauben; hier mag jedes Genie selbst sehen, was es zu machen, und der Kunstrichter weiß in diesen Fächern, auch schon mehr, was er zu urtheilen habe.

Herr Klotz scheint überall blos einen Gebrauch der Mythologie zu meynen, der in leeren Anspielungen, bloßen Wortblumen, aufgedunsenen Vergleichungen, in Einkleidungen nach schiefem Geschmack, und in gelehrter Bilderkrämerei bestehet. Alsdenn geben wir ihm völlig recht: so bald aber die Anspielung vielsagend, die Wortblume ein Schmuck der Materie, die Vergleichung natürlich und belebend, die Einkleidung poetisch, täuschend und schöpferisch, die Fülle der Bilder redend, lebhaft und beschäftigend ist: so ist

* Epist. Homer. p. 132.

ist die Mythologie nicht Zweck, sondern Mittel zu großen Absichten — wer sie uns untersagt, gebe uns andere.

Der Verf. gibt uns einige; aber Schade, daß sie nicht völlig seyn können, was jene sind: er empfielt uns Allegorie *: man soll Tugenden und Laster, die Affekten der Seele u. s. w. z. E. Scham, Fruchtbarkeit, Glück, Treu, Wahrheit, Neid, Wollust, Zorn, Uneinigkeit, Gerechtigkeit, Ueberfluß, Zeit u. s. w. in Leiber hüllen, und wie der Künstler, sie auch poetisch gebrauchen. — Wie Dichter und Künstler in dem Gebrauch derselben unterschieden sind, hat Leßing in seinem Laokoon ** im Vorbeigehen berühret; ob sie dem Dichter aber zu den großen Zwecken, zu denen er die Mythologie anwenden kann, dienen — Dies möchte hier am unrechten Ort eine zu lange Parenthese einschalten. Es gehöret, so wie der andre Vorschlag, die neuern Entdeckungen, und die Merkwürdigkeiten der Natur in neuerfundnen Län-

* Epist. Hom. p. 128.

** Leßings Laokoon p. 113. ꝛc.

dern an die Stelle, da ich von dem neuen Wege rede, den wir einzuschlagen glauben, oder einschlagen können, um Originale zu seyn.

Ich will jetzt mit einigen freyen Gedanken von den Gränzen in dem Gebrauche der Mythologie beschliessen, die ich nicht als künstliches Gebäude zum Anschauen hinstelle, sondern als Materialien hinwerfe: vorübergehender Leser! brauchst du etwas für dich, so stecke es bei dich, ohne daß ich dich namentlich rufe: Jetzt treffe ich mehr mit dem Verfasser der homerischen Briefe zusammen, und vielleicht erkläre ich seine Gedanken.

4.

Man muß die Mythologie blos als Werkzeug brauchen, nicht als Zweck, um sich von der Seite des Gelehrten, oder Artisten zu zeigen: Die Erstern erinnern mich an die Worte in Vida Poetik:

- - - Sunt, qui, vt se plurima nosse
Ostentent, pateatque suarum opulentia rerum
Quidquid opum congesserunt, sine more, sine arte
Irrisi effundunt, et versibus omnia aceruant.

Die

Die zweiten, die durch die Stellung der Mythologie sich als Artisten zeigen wollen, bringen mir den Maler des Horaz in den Sinn, der allen Fleiß auf Nägel und Zähen wandte:

Ponere totum nescius.

Sobald nun die Mythologie blos poetisches Werkzeug wird: so muß man nicht durchgängig in einer mythologischen Sprache reden, gleich als wenn unsre Denkart mit ihr umkraiset wäre: sonst verirret man sich in Anspielungen, und Orakelsprüche aus den Alten.

Man muß die Mythologie von der Seite ansehen, auf die jedes gesunde Auge natürlich und zuerst fällt. Viele lesen die Alten, aber weiß Gott! wozu? denn was sie daraus behalten und anwenden, das bemerkt sich kein ander ehrlicher Mann. Von diesem Alten führen sie so einen unbedeutenden Nebenzug aus seinem Gemälde an, daß da sie ihn für den Leser unbestimmt lassen, sie auch die Ehre haben, ihre Anwendung allein zu verstehen. Diese Anmerkung erstreckt sich auch auf die alte Geschichte, wo manche keine Kleinigkeit wollen umsonst gelesen haben.

So sagt ein neuerer Schriftsteller: „ich erkannte Sie, ob ich gleich kein Marcell bin!„ Warum denn Marcell? Als ein rascher, dreuster, feuriger Held ist mir Marcell zwar bekannt, als der Erbauer des Tempels der Tugend und Ehre auch: aber was thut das hier? Endlich fand ich, Marcell habe einmal nicht aus Rom ausreisen wollen, weil er auf Zeichen gehalten: nun verstand ichs, aber das hatte ich aus meinem Plutarch längst vergessen.

Man muß die Mythologie nicht außer ihrem Zweck brauchen: dahin gehört, wenn man ihr einigen Religionswerth beizulegen scheint. Man legt etwas in den Mund eines Gottes, damit es Gewicht der Glaubwürdigkeit und Wahrheit bekomme: oder man thut Wünsche, an diesen oder jenen Gott, von ganzem einfältigen Herzen. Dies ist lächerlich, es sey denn, daß diese Wesen personificirte Dinge der Welt, oder allegorische Personen sind; als solche müssen sie aber offenbar auftreten: sonst rückt man sie aus der dichterischen Sphäre, in das Gebiet der strengen Wahrheit, und da sind sie nicht zu Hause.

Man

Man vermeide bei der Mythologie alles, was gleichsam leblose Schönheit ist: wohin die topographischen Beschreibungen gehören, die unsern Dichtern oft an unrechtem Ort so heilig sind, wenn sie von Mäandrischen Krümmungen, von Skamander, und der Tiber, vom Helikon und Pindus, dem Castalischen Brunnen und der Hypokrene, dem Dädalischen Labyrinthe u. s. w. blos gelehrt, und wie sie meinen, poetisch zu reden, ohne einen geistigen Sinn diesen anderthalb Schuh langen Worten zu geben.

Man vermeide allen Uebelstand, und hüte sich vor Maschinen, denen die Veränderung der Zeit und Denkart gleichsam Flecken und verkleinernde Nebenbegriffe angehänget. Wenn man Helden unsrer Zeit, die mehr durch den Geist, als Körper, Helden sind, immer und immer mit jenen Giganten und Herkuls vergleicht, alsdenn Beschreibungen aus den Alten häuft, und für ekle Ohren nicht gnug die Nebenbegriffe des alten Pöbelhaften entfernt: so kann man sich freilich mit der Ode des Horaz an seinen Drusus schüzzen; aber wenn man sich blos schüzzt, erobert man nicht.

Wenn man mythologische Geschichte erzält, blos weil sie die Alten erzält: so fehlt wieder der Zweck des Neuen; ich nehme diesen aber nicht blos im Gesichtspunkt der Moral, sondern der Poesie; sonst würde ich alles einschränken. Soll etwas nicht Uebersezzung seyn: so muß es für uns einen Zweck haben, und wo möglich im Ganzen. Man möchte dies letzte an Wielands komischen Erzälungen vermissen, allein, die Art der Erzälung gibt ihm in allen Theilen Zweck und Neuheit gnug. Wenn im Ganzen nicht gnug Hauptzweck und Hauptton herrschen dörfte: so sind die komischen Nebenzüge unterhaltend.

Man hüte sich vor der Mythologie, die durch einzelne Bilder spricht; denn entweder kann man dieser entrathen, als eines überflüßigen Puzzes; oder, wenn man sie zu poetischen Zwecken braucht, so wird leicht spielende und gezwungne Allegorie draus. Hingegen bediene man sich ihrer in Handlung, dann wird sie nie erscheinen, als wenn sie unentbehrlich ist, und wo sie erscheint, wird sie als poetische Fiktion, gleichsam in dem Gewande der Fabel sich zeigen. In diesem Gewande

wande muß sie reizen und illudiren, und alsdenn ist sie eine Vertraute Apolls und der Musen. Dieser letzte Rath verdient vorzüglich die Aufmerksamkeit meiner Leser.

5.

Jetzt will ich mich einigen praktischen Betrachtungen überlassen, wie wir die Mythologie zur Bildung unsrer Erfindungskraft nuzzen können, um uns den Alten mehr an Geist, als durch Nachahmen, zu nähern.

Was war die Mythologie bey den Alten? Theils Geschichte, theils Allegorie, theils Religion, theils blos poetisches Gerüste! Wie sind sie zu ihr gekommen? wie haben sie sie verschönert? genutzt? verändert? Und können wir in alle diesem was von ihnen lernen?

Was für eine griechische Einbildungskraft gehörte dazu, um starke Bauerknechte zu Herkuls, zu Helden, zu Halbgöttern zu erheben, sie in allen den Reichthum der poetischen Würde zu kleiden; die Fahrt der Argonauten,

die Belagerung von Troja, die Himmelsstürmerei, und alle jene Fabeln, die in der Geschichte ihren Ursprung haben, so schöpferisch in poetische Leiber zu hüllen, und ihnen dichterischen Geist einzuhauchen. Was ist Skamander, und Olymp, und alle die heilige Oerter und Geschichte, die der Stoff zu ihrer Mythologie ursprünglich gewesen? Ich besehe sie in den Reisebeschreibungen, ich ziehe in der alten Geschichte ihren poetischen Schmuck aus, was sind sie? — Himmel! das habe ich alles in meinem Lande, in meiner Geschichte, rings um mich liegt der Stoff zu diesem poetischen Gebäude; aber eins fehlt: poetischer Geist. Bewundern müssen wir euch, ihr Alten, und die Augen niederschlagen: ihr erhobt Kleinigkeiten aus dem Staube, zu einer glänzenden Höhe; wir lassen die ganze Schöpfung um uns, öde und wüst trauren, um euch nur zu plündern, und das Geplünderte elend anzuwenden.

Wenn Horaz sich einen Augustus unsrer Zeit wählte: würde er wohl unter den Trümmern alter mythologischen Geschichte sich verirren, oder ists wahrscheinlicher, er würde

auf

auf das Lob und glänzende Beispiel seiner Vorfahren, auf Individualfälle seiner Regierung, auf einzelne Umstände seiner Reiche und Länder sich ausbreiten: er würde insonderheit die Umstände und Seiten der Materie nuzzen, über die er singt, daß sein Gesang individual für seine Person, national für sein Land, patriotisch für seinen Helden, casual für den Vorfall, sekular für sein Zeitalter, und idiotisch für seine Sprache wäre.

Wenn der griechische Pindar seinen Helden auch nur von seiner Vaterstadt lobet: wie weiß er jede merkwürdige Begebenheit dieser Stadt, von ihrer Stiftung an, zu nuzzen: er zeichnet das Charakteristische derselben, ihre Vorzüge vor andern, die Vorfahren aus der Familie seines Helden: wo es das ehrwürdige Alter und die Würde der Person erlaubt, kleidet er diesen und jenen Vorfahren und Stammvater in die Stralen Olymps, schlingt die genealogische Kette bis an den Thron eines Gottes, oder macht einen Ort gleichsam dadurch heilig, daß hier vormals Götter gewandelt: so wird seine Ode voll Mythologie, aber warum? um sich als Gelehrter, als Artist

tist zu zeigen, um eine mythologische Ode gemacht zu haben? — Ganz und gar nicht! seine Mythologie ist Geschichte des Vaterlandes, Geschichte der Vaterstadt, Familien- und Ahnenstolz seines Helden, Ursprung des Vorfalls, den er besingt. Und was wird also sein Gesang, ein heiliges National- Sekular- und Patronymisches Lied, das werth war, in dem Tempel des Gottes, und in den Archiven der Stadt, die er sang, mit goldnen Buchstaben geschrieben, aufbewahret zu werden; ein Familienstück für ein Geschlecht, und mehr als eine Bildsäule für den Helden, wie der edle Stolz des Pindars selbst wußte.

Haben wir zu unsrer Zeit solche Dichter, die das für den Vorfall, die Person, das Zeitalter, für welches sie singen, sind und seyn werden? Ein andrer antworte für mich; aber — was ist die Pindarische Ode auf den Tod des Kaisers Franz gegen eine Pindarische auf einen Jüngling, der blos gut laufen konnte? Nichts!

Zweitens: ein großer Theil der Mythologie ist Allegorie! personificirte Natur, oder ein-

eingekleidete Weisheit! Hier belausche man die Griechen, wie ihre dichterische Einbildung zu schaffen, wie ihre sinnliche Denkart, abstrakte Wahrheit in Bilder zu hüllen wußte, wie ihr starrendes Auge Bäume als Menschen erblickte, Begebenheiten zu Wundern hob, und Philosophie auf die Erde führte, um sie in Handlung zu zeigen. Und, da wir eine neue Welt von Entdeckungen um uns haben: ihr Dichter unter uns, so kostet von jenem mächtigen Honig der Alten, damit ihr eure Augen wacker macht, um auch so viel Spuren der wandelnden Muse zu erblicken — Lernet von ihnen die Kunst, euch in eurer ganz verschiednen Sphäre eben so einen Schatz von Bildern verdienen zu können. Statt, daß ihr, nach jenem ekelhaften Gemälde, das, was Homer gespieen hat, euch belieben lasset: so stärkt euer Haupt, um aus dem Ocean von Erfindungen und Besonderheiten, der euch umfließt, zu trinken, ohne davon zu erblassen. Ich meyne, statt daß ihr aus den Alten Allegorien klaubet, oft wo sie gewiß daran nicht gedacht; so lernt von ihnen die Kunst zu allegori-

gori-

gorisiren, vom philosophischen Homer, und vom dichterischen Plato.

Kurz! als poetische Hevristik wollen wir die Mythologie der Alten studiren, um selbst Erfinder zu werden. Eine Götter- und Heldengeschichte in diesem Gesichtspunkt durcharbeitet, — einige der vornehmsten alten Schriftsteller auf diese Weise zergliedert, — das muß poetische Genies bilden, oder nichts in der Welt. Aber wie groß muß der Mann seyn, der uns diesen Gradum ad Parnassum, dieses Cornu copiae, diese hylen inuentionum poeticarum, diese aurifodinam mythologicam, (oder wie die hochtrabenden Titel einiger spanischen Bettler mehr heißen) lieferte.

Da diese Erfindungskunst aber zwei Kräfte voraussezzt, die selten beysammen sind, und oft gegen einander würken: den Reduktions- und den Fiktionsgeist: die Zergliederung des Philosophen und die Zusammensezzung des Dichters: so sind hier viele Schwierigkeiten, uns gleichsam eine ganz neue Mythologie zu schaffen. — Aber aus der Bilderwelt der Alten gleichsam eine neue uns zu finden wissen,

sen, das ist leichter; das erhebt über Nachahmer, und zeichnet den Dichter. Man wende die alten Bilder und Geschichte auf nähere Vorfälle an: legt in sie einen neuen poetischen Sinn, verändert sie hier und da, um einen neuen Zweck zu erreichen; verbindet und trennet, führt fort und lenket seitwärts, geht zurück, oder steht stille, um alles blos als Hausgeräth zu seiner Nothdurft, Bequemlichkeit und Auszierung nach seiner Absicht, und der Mode seiner Zeit, als Hausherr und Besitzer zu brauchen.

6.

Was? höre ich hier einen Kunstrichter entgegen rufen: „daraus werden mythologische „Unwahrheiten: z. E. nun darf Sysiphus „schlafen, Tantalus trinken u. s. w. Diese „Fabeln haben in der Mythologie einmal ihren gewissen Standpunkt, und ihn umdrehen wollen, heißt das System der Mythologie niederreißen. Sie werden an keinem

„ein-

„einzigen Ort im Pindar eine solche Inver-
„sion finden; er läßt, wie alle Poeten, diese
„Dinge so stehen, wie sie das Fabelsystem
„diktirt hat *.„ Hier wollte ich zwar ein-
fallen: „Das möchten auch mythologische
„Unwahrheiten seyn. Sobald Sie die Alten
„in Ihrem Scholiasteneifer nicht ganz verges-
„sen wollen: so werden Sie wissen, daß die
„Alten nie ein Fabelsystem gekannt, das sie
„wie Luthers Catechismus hergebetet. Sie
„werden wissen, daß so viele mythologische
„Widersprüche, Ungereimtheiten und Possen
„blos daher entstanden, weil die Götterlehre
„nie ganz gewesen. Sie werden wissen, daß
„es eine neue und alte Mythologie gegeben,
„daß jeder Poet es für erlaubt gehalten, Zu-
„säzze und Veränderungen zu machen, und die
„folgenden Zeitalter endlich alles verunstaltet.
„Oder wenn Sie mehr als dies wissen und
„behaupten: daß Pindar, so wie alle Poe-
„ten, alles hat stehen lassen, wie es ihm dik-
„tirt ist; haben Sie es etwa ihm und allen
„Poeten diktirt? Wie viele, viele Inver-
„sionen

* Litt. Br. Th. 21. p. 73. 74.

„sionen hat Pindar gegen die Alten, und sei„ne erste Ode spricht gewiß vom Tantalus „mit Delikatesse, Sorgfalt und Wahl, die „er auch in einem Fabelsystem, wie es zu sei„ner Zeit ausgesehen, nöthig hatte.„ Dies wollte ich sagen, und dachte dem traurigen Gedanken nach: „wie mißlich es sey, sich „auf sein Gedächtniß zu verlassen—„ wie mißlich, einem Kunstrichter zu trauen, der bei jeder Gelegenheit tadeln will, und in vielen Perioden Non-sens sagt (es dörfte dies viele nicht eben eine ungeheure Hyperbel seyn).

Aber ich dachte, hätte dieser Mann Recht; wer bist du, daß du es wagst, „die Punkte „zu verrücken, die die Alten festgeheftet, und „einen neuen Geschmack einzuführen, der „nothwendig verkehrt seyn muß, weil er von „den Regeln des Alterthums abgeht?„ * „Wie? wenn du alsdenn einst im Reich der „Todten vor dem δικαςηριον ** der Alten „erscheinen sollst, und du sollst mit dem ar„men Trescho auf den Richtplatz: du magst „Predi-

* Litt. Br. Th. 21. p. 44.

** Litt. Br. Th. 22. p. 4. 5.

„Prediger oder Amtsschreiber, oder Holzin=
„spektor oder Küster, oder Schulmeister ge=
„wesen seyn: denn wird man die erschreck=
„liche Angst auf deinem Gesichte abgemalt fin=
„den, die dich innerlich peinigt, und dir alle
„die Unordnung vorhält, die du unbedacht=
„sam in das Fabelsystem eingeführet. Jetzt
„bist du noch ein vermeßner und sorgenloser
„Knabe, dem der morgende Tag keinen Kum=
„mer erweckt: aber einst vor der σκυταλη
„des Gerichts! zittre! da wirst du nicht wie=
„der durchkommen. Lucian (der, wenn er
„das Glück gehabt, eine lange Zeit später ge=
„bohren zu werden, gewiß die Ehre hätte ha=
„ben sollen, ein Mitarbeiter der Litter. Br. *
„zu werden, weil er schon an seinen Vor=
„schriften ein würdiges Probstück geliefert,
„das fast verdient, ein Berlin. Litt. Br. zu
„seyn, und es auch wurde) dieser Lucian,
„und Longin, und der Kunstrichter werden
„den Minos, Aeacus und Rhadamanth vor=
„stellen. Nun ruft der dritte ** von ihnen:
„Nur

* Litt. Br. Th. 20. p. 6.

** Ich muß mich hier zur niedrigen Satyre wi=
der Willen herablassen, um mit ihren eignen
Worten

„Nur heran, Missethäter! = • = Guten Tag!
„Warum hast du nicht den 14. Abschnitt aus
„meinem Herrn Collegen Longin herausge-
„schnitten, und auf das Pult, wo du ordinair
„deine Muse sizzen hattest, angenagelt, um
„jederzeit die großen Muster des Alterthums
„vor dir zu haben? Warum die alte Mytho-
„logie verrückt? Wohlan! höre deinen Na-
„men griechisch von der σκυταλη lesen:
„. . ϱδ . . πϱοτεϱος εξιϑι! denn du hast
„einen verkehrten Geschmack einführen wol-
„len.„

Dies jüngste Gericht ging mir lange durch die Seele: ich entschloß mich in der Angst, nicht blos den 14ten Abschnitt aus dem Longin, sondern die ganze Mythologie, damit kein Punkt in ihr verrückt werde, fest anzuschlagen, an das Pult, wo ordinair meine

 Muse

Worten etwas von der übelanstehenden Lebhaftigkeit zu zeigen, mit der einige von den lezten Recensionen der Litt. Br. sich wegwerfen. Vielleicht wäre es zur Ehre des Werks gewesen, wenn nach dem 17. Theile der 24. gefolgt, oder einige Br. (z. E. 288. 91. 92. 95. 216. u. a.) weggeblieben, oder diese Theile durchgängig nahrhafter gemacht wären.

Muse sitzt, oder noch sicherer, diese, und wenn es sich thun läßt, alle neun Musen des Alterthums anzuschlagen. — Allein, wie es mit allen Angstentschlüssen geht! sie sind schwer und verfliegen! Ich besann mich, daß alsdenn alle alte und neue Dichter und Kunstrichter müßten in die Acht erklärt werden; daß sich denn auch Lucian, der große Verehrer der Mythologie, meiner wohl annehmen würde — ja endlich fällt mir ein: daß der böse Leßing eine ähnliche Kühnheit begangen, und einen hevristischen Gebrauch der Fabel vorgeschlagen! — * Und nun schreibe ich getrost fort von meinem hevristischen Gebrauch der Mythologie.

7.

Kann man einen neuen Vorfall durch eine Fiktion aus der alten Mythologie erklären! — der schönste Gebrauch, „wenn man seine „Grillen zu Orakelsprüchen einer göttlichen Erscheinung zu machen weiß.„ Jene allerliebste

Leßing-

* Leß. Fabeln 5te Abhandl.

Leßingsche Fabel: Zevs und das Pferd,* die vor unsern Augen das Kameel schaffet: jene **, die den Eseln zum Trost die harte Haut anzieht, jene ***, die es uns aus dem Rath der Götter erklärt, warum das Schaaf unbewaffnet ist, woher den Ziegen der Bart entstanden **** u. s. w. sind kleine Anekdoten eines Dichters, der gleichsam ein Zeuge und Bote der Götter, und Erklärer der Natur ist. So erzält uns Gerstenberg den Ursprung des Kusses, der Syrene, und des Bärtchens, welches letztere aber die Litterat. Br. glücklich von dem Munde der Schönen weggeküsset haben. So sind Ovids Verwandlungen in diesem Betracht voll poetisches Erfindungsgeistes. Kurz! aus der alten Mythologie eine Wahrnehmung, eine Erfindung, eine Begebenheit, poetisch wahrscheinlich und poetisch schön zu erklären — dieses ist, wie ich glaube, der am meisten dichterische Gebrauch der Fabellehre, und der Quell zu den schönsten und reizendsten Fiktionen.

* 1 B. 5 Fabel. ** 2 B. Fab. 10.
*** 2 B. Fab. 18. **** 2 B. Fab. 24.

Diesem kömmt ein zweiter Gebrauch nahe: aus der neuern Zeit und ihren Sitten der alten Mythologie einen neuen Zug so glücklich andichten zu können, daß das Neue ehrwürdig und das Alte verjüngt wird. So weiß Rammler seinen alten Hymen durch das Brautband zu verjüngen und in unsre Zeiten zu pflanzen.

Hiemit ist eine dritte Freiheit verwandt, in die alten Fabeln einen gewissen geistigern Sinn zu legen, ohne den sie uns minder gefallen. Da unsre höhere Stufe der Cultur so viel am Denken gewinnt, als sie an dem sinnlichen Erkennen verlieren möchte: so suche man einen neuern Geist in die Fabeln zu hauchen, daß Götter und Helden nicht als starke, wilde Männer ihrer Zeit gemäß handeln; sondern einen Zweck durchschimmern lassen, der sich für uns passet. Baco betrachtet die Mythologie als eine politische Bildergallerie, weil sein Auge politisch zu sehen gewohnt war: andre haben sie als ein chymisch und alchymistisch Laboratorium durchträumet: andre sie mit historischem

Auge angesehen, andre die Naturlehre der Alten in ihr studirt — der philosophische Dichter hauche in sie einen neuen poetischen Sinn, daß sie reizen. Hier wäre am besten, zu zeigen, wie ungestalt alles wird, wenn man die Fabeln der Alten vorzeigt in ihren Fellen, die die rauhe Seite nach oben tragen, statt sie einzukehren; aber da käme es wieder auf das verwünschte Anführen schlechter Exempel an, und das ist beschwerlich.

Endlich einen neuern Vorfall auf einen alten zurück zu führen, in denselben ihn zu kleiden, daß er von ihm Würde, Reichthum, Anstand und Reiz borge: dies ist das glückliche Kunststück unsers Rammlers, in allen seinen Gedichten. — Sein meister Gebrauch der Mythologie ist hier Beyspiel, obwohl mir noch der kleine Zweifel übrig bleibt, ob seine Oden, ohne diese Mythologie, nicht noch schöner seyn würden. Ein dichterischer Kopf, wie er, der in Tempeln und Pallästen ausgehölte Rücken der Vorgebürge, und in den Statuen der Künstler, die Steine Deukalions sieht,

wie sie sich beleben — ein solcher Dichter könnte, nach meinem vorigen Traume, der erste seyn, der sich eine politische Mythologie schüffe, wie einige neuere Dichter sich eine theologische zu schaffen angefangen. So lange aber, als niemand dieses wagt, so ists das leichtere und sichere, die Mythologie der Alten zu brauchen, die schon ein gesundnes Baugerüste der Dichtkunst ist, und bei einer ungezwungnen und fessellosen Nachbildung noch freilich viel Dichtergeist und poetisches Verdienst zuläßt.

* * *

Ich betrachte jetzt einige lateinische Nachbildungen und Nachahmungen: tritt näher heran, Leser, der du dir nicht die Augen geblendet, um eine römische Brille zu gebrauchen: tritt an die Brustbilder unsrer Römer, um sie zu bewundern, zu studiren, und als Vorbilder zu betrachten. Und wenn du in diesem Vorgemach voll Bilder der Vorfahren wandelst: so belebe dich, wenn du einige abgeschlagne Köpfe der Deinen siehest, der Geist des jungen Cato, da er wider Sulla

für

für sein Vaterland ergrimmte. Ihr Schulmeister aber, die ihr, wie der Pädagog des Cato, vor solchem heillosen Anschlage, vom römischen Joche frey zu seyn, zittert: entfernet euch:

- - - sacer est locus: extra
meiite. - - - Pers.

III.
Von einigen Nachbildungen der Römer.

I.
Von der Horazischen Ode.

Welche Altäre sind dem Horaz gebauet: und wie viel Verehrung hat er auf ihnen genossen: sollten wir wohl auf diese Altäre die Brustbilder einiger deutschen Dichter sezzen dörfen? — Auf der andern Seite, wie viel deutsche Horaze gibt es nicht, die diesen Namen bei einem Publikum, das oft nicht Rom ist, gepachtet haben, und ihn vor sich her ausschreien lassen! — Ein Ding in vierzeilichten Strophen, voll Strohfeuers oder todtes Feuers, voll verworrener Construktionen, die über das Ende der Strophe laufen, untermischt mit hinkenden Reimen heißt eine — horazische Ode. Pindar kennt man zum Glück nicht: sonst würde man noch ärgere

Misgeburten hervorbringen: die mit dem dreifachen Haupt des Cerberus, der Strophe, Antistrophe und Epode, aus neun Rachen Unsinn bellen, und sich nennen — pindarische Oden. —

Rammler, Klopstock, Uz und Lange, vier Genies von so verschiedenen Talenten, sollten die nicht einem Horaz gleichwiegen? Rammler in seiner Kunst, das Ganze einer horazischen Ode zu bauen: Klopstock im fortgehenden Strom seiner Empfindung, Uz im Ton der philosophischen Ode, Lange in der Zusammensezzung horazischer Gemälde — Habe ich die Rollen recht vertheilt? recht für die Dichter? für den Horaz? für die Leser? — Ich werde die Stimmen sammlen.

Von Rammler haben wir eine längst erwartete Ausgabe seiner Gedichte, die klein an der Zahl, aber stark an innerem Gewichte sind. Wir wollen seine Muse beschleichen, um ihr ihre Kunstgriffe abzulernen, und vielleicht sind dies die vornehmsten: Erstlich: Sie zaubert Sujets unsrer Zeit in entferntere Zeitalter zurück, um sie eingekleidet in die Morgenröthe einer antiquen Allegorie, uns ent-

entgegenzuführen. Besonders weiß sie einen horazischen Odenplan so geschickt auf einen neuern Vorfall zurückzuführen, daß sich seine Wendungen, Bilder, und Ausdrücke, genau auf denselben anpassen. Und denn ist auch der feine Wohlklang und die genaue Versifikation der äußere Schmuck, der Rammler zu einem deutschen Horaz macht.

Fiktionen machen das schönste Ganze der Ode, und der reichste Quell zu diesen Fiktionen ist ohnstreitig das Alterthum. Das Alterthum ist voll von poetischen Erdichtungen, Bildern und Farben; wer diese mit einer Meisterhand zu brauchen weiß, macht seinen Gegenstand dadurch neu, ehrwürdig, und sinnlich, und wie hoch steht eine Ode, die dies thun kann. Daher haben die grösten Genies aus diesem Quell der Musen, der Allegorie, wenn ich dies Wort im weitesten Verstande nehme, getrunken: die kleinen Geister schaudern vor diesem Trank, weil Känntniß und Geschmack des Alterthums, ja fast ein dramatisches Genie dazu gehört. „Die höchste poetische Kunst, sagt vielleicht

„eben

„eben dieser Dichter *, ist, die Allegorie in „seiner Gewalt zu haben.„

Seine Nymphe Persanteis ** und Sprea *** verdient den Zuruf:

tu centum et plures inter dominabere nymphas.

Sein Ptolomäus und Berenice, ein edles hymenäisches Gespräch, das unter den Epithalamien vielleicht gleich nach dem Doppelgesang des Catulls: Vesper adest, juvenes! folgt, hat die Naivetät durchaus, die im horazischen Gespräch: — Donec gratus eram tibi — herrscht: ja vielleicht läßt sie sich hin und wieder zu einer kleinen Nachläßigkeit herunter, wie vielleicht wenn Berenice von ihrer Locke sagt:

— Die funfzehn oder sechzehn Jahr
Die Zierde meiner Scheitel war.

Die Ode an die Göttinn Concordia † ist des Altars im Janustempel würdig: nur dörfte die Göttinn Ate vielleicht zu altgriechisch,

* Crit. Nachr. aus dem Reich der Gelehrs. St. 1.
** Litt. Br. Th. 23. p.
*** Litt. Br. Th. 23. p. 92.
† Eben daselbst.

chisch, oder altrömisch seyn, da sie freilich gegen die wilden Anfälle auch selbst in Friedenszeiten sich mit Drat und Beil waffnen mußte; wir bitten eine Concordia vom Himmel, die die Ate von der Erde ablöse, nicht vor sich gehen habe. — Die Ode an die Feinde des Königes verliert sich glücklich, aber vielleicht zu weit in jene herkulische Zeiten, da die Götter dieser Welt zugleich Ungeheuer heißen konnten, wenn die Allegorie es schön fand: in die poetische Zeiten, da weder Tapferkeit noch Verfolgung in dem Gesichtspunkt des Moralischen vom Dichter durften angesehen werden. — Die Ode an Hymen * ist werth, daß Hymen,

wenn ihn noch ein festlich Lied
herab vom Himmel ziehet —

auch dem Sänger selbst erscheine,

— zwei Ring' an einer Hand
und um die Schläfe Myrthen
und um den Arm ein goldnes Band,
ihm eine Braut zu gürten.

Sein Lied an Fabius ist ein feiner Gedanke, der aber nicht zu einer Allegorie hat durch-

* Litt. Br. Th. 23. p. 90.

durchgeführt werden können *: denn eben durch sein Zaudern ward Fabius Roms Retter, und vielleicht durch dies Zaudern allein, das blos der Pöbel in Rom, der junge hitzige Marcell und der Eisenfresser Varro, zur späten Reue tadeln konnte. Statt eines beißenden Tadels wäre also die Ode ein feines Lob geworden, wenn sie den Einfall fortgesezzt hätte: denn so kann Sonnenfels auf den Tod dieses Generals singen:

Der Held — Rom wagt von seinem Fabius
Zu kühn ein Urtheil, Wien von Ihm.
Den Zauderer rechtfertigt Annibal
Und Daunen Friederich.

Man denke aber nicht, daß Rammler blos in der Wahl seines Hauptgedankens so glücklich sey: sein allegorischer Genius verläßt ihn nie, und oft sind in Theilen der Ode die

Erdich-

* Ich glaube, dies ists, was diesem artigen, schönen, sinnreichen Gedichtchen zur Ode fehlt; nicht aber die Odenwendnng (s. Litt. Br. Th. 8. p. 388.) Denn nicht jede Ode darf ja eben den kühnen Flug der Muse haben, die
sich wirrt, doch nie verirret —
Ich finde auch, nach dem, was ich vom Fabius weiß, nichts zu beißendes in dieser Ode.

Erdichtungen so schön, daß sie wieder zu einem Ganzen Gelegenheit geben können. Die Ode an einen Granatapfel, in Berlin gewachsen, hat hierinne viele vorzügliche Beispiele, und weil ich in einer seltengewordnen Wochenschrift * Erläuterungen finde, die nicht blos die Ode erklären; sondern uns auf die feinsten Schönheiten aufmerksam, und mit den Ideen der poetischen Kunst vertraut machen, nach welchen der Dichter arbeitete: so mache ich meinen Lesern und mir ein Vergnügen, wenn ich sie hersetze:

O die du dich zur Königinn der Früchte
mit deinem eignen Laube krönen mußt,
Aurorens Kind [1]), an welchem Sonnenlichte
Zerspaltest du die Purpurrothe Brust,
Die Proserpinen [2]) ihre Körner
Im Tartarus zu kosten trieb

und

* Critische Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrs. Berl. bei Haude und Sp. 1750. St. 6.

1) Sie wächst im heißen Orient und verirrt sich nach Norden.

2) Proserpine ward vom Pluto entführt. Ceres bekam die Erlaubniß, ihre Tochter wieder zu holen,

Und machte, daß sie ferner
In Plutons Armen blieb.

Der Erdball ändert sich [3]: das Meer entfliehet
Und deckt uns Wunder auf, der Fels sinkt ein;
Und, o Berlin, dein dürrer Boden blühet;
Pomona füllt ihr Horn in dir allein:
Und Flora muß auf dein Begehren
Aus allen Blumen Kränze drehn,
Und mit gesunknen Aehren
Die blonde Ceres [4]) gehn.

Und

holen, wofern sie noch nichts in der Hölle genossen hätte. Sie ward verrathen, daß sie einige Granatenkörner gekostet habe, und ihre Mutter kehrte einsam wieder zurück.

3) Die großen Veränderungen der Erde durch Zurücktretung des Meeres, wie zu den Zeiten des Tiberius, oder durch Erdbeben und Verschüttung der Berge, werden mit den fruchtbaren Veränderungen der sonst so sandigen Mark verglichen. Auf die botanischen Gärten wird durch das Wort: alle Blumen gezielet: mit gesunknen Aehren bringt uns die neuesten Bemühungen um den Ackerbau in den Sinn.

4) Pomona ist die Göttinn der Gartenfrüchte, Flora der Blumen, Ceres des Getraides.

Und zarte Bäume trägt, ihr Haupt
umschoren,
Der Gott Sylvan [5]) und zieht ein Laby-
rinth [6])
Selbstirrend auf vor deinen offnen Thoren,
Die nicht umsonst den Künsten offen sind.
Die Künste nehmen Dädals Federn [7])
Und kommen über Meer und Land
Mit Hebezeug und Rädern
In ihrer harten Hand.

Wer

5) Sylvan ist ein Waldgott. Teneram ab radice ferens, Sylvane, Cupressum. *Virg.* Das Haupt umschoren. Hier bemerken wir eine griechische Wortfügung, welche die lateinischen Poeten gleichfalls angenommen haben: Et teneras arbores portat, circumtonsas caput, Deus Sylvanus.

6) Zwischen Berlin und Charlottenburg ist ein Irrgarten von jungen gerade geschornen Fichtenbäumen angelegt, und mit Statuen geschmückt.

7) Dädalus war ein großer mechanischer Künstler, welchen Minos, der König von Creta, nicht von sich lassen wollte, er machte sich aber Flügel und entkam: die schönsten Gewerke und Manufacturen kommen zu uns herüber.

Wer hat allhier der Vorgebürge Rücken
Zu Tempeln und Pallästen ausgehölt [8]),
Die rund umher der Pyrrha [9]) Wunder schmücken,
Noch halb den Steinen gleich u. halb beseelt?
Ihr Götter! prächtig aus Ruinen
Erhebt sich euer Pantheon [10]);
Die Weisen alle dienen,
Die Völker lernen schon.

M 2 Sagt

8) Man bauet nach einer großen und edlen Bauart. Einfalt und Pracht sind beisammen. Das Opernhaus, das Invalidenhaus, die Akademie, der neue Dohm sind Zeugen davon, und können deswegen mit einem glatten Felsen verglichen werden, den man inwendig mit großer Arbeit ausgehölt hat.

9) Pyrrha und Deukalion blieben nach der Sündfluth allein übrig, und warfen, nach dem göttlichen Orakel, mit verhülltem Angesicht Steine hinter sich, woraus Menschen in die Höhe wüchsen. Ein schmeichelhaftes Gleichniß für einen Bildhauer, wenn seine Statue mit einem Menschen verglichen wird, in dem Zeitpunkte, wo er aufhört, Stein zu seyn, und anfängt, lebendig zu werden!

10) Pantheon, ein Haus, worinn alle Götter wohnen, aus welchen jeder Priester sich einen Schutz-

Sagt Sterbliche! den Sphären ihre
Zahlen
Und lehrt dem tollen Winde seinen Lauf,
Und wägt den Mond und spaltet Sonnen-
stralen [11]),
Deckt die Geburt des alten Goldes auf
Und

Schutzgott wählen kann, der etwa über ein Theil der Natur, über Luft, Feuer, unterirrdische Schätze, Wälder, Meere, Mond, Sonne ꝛc. herrscht, oder der eine Kunst und Wissenschaft erfunden hat. Dieses Pantheon bedeutet ohnfehlbar das neue Akademiehaus, welches auf die Brandstäte des alten Stalles und der alten Mahler und Bildhauer Akademie gebauet, und mit Götterbildern gezieret ist.

11) Hier werden Sachen, die die Gelehrten noch nicht gnug bestimmet haben, und vielleicht nie bestimmen werden, mit solchen zusammengesezt, die schon mehr bekannt sind, dergleichen die Zerstreuung der Sonnenstralen durch ein Prisma ist. Ein artiger Betrug! Alle diese Aufgaben haben eine Art von Wunderbarem an sich: doch so unmöglich sie dem ersten Anblick nach scheinen, so wissen wir doch, daß die gelehrte Welt sich schon an alle gewagt hat.

Und steiget an der Wesen Kette [12])
Bis dahin, wo der höchste Ring
An Jovis Ruhebette
Seit Chaos Aufruhr hing [13]).

Die Zwietracht, die mit Gift ihr Leben nährte,
Verliert den Hydrakopf [14]) durch einen Streich

M 3 Von

12) Das mineralische Reich hängt endlich mit dem Pflanzenreiche zusammen: der staudichte Stein hat an beiden sein Antheil. Auch die Pflanzen und Thiere gränzen an einander. Hier zieht sich das fühlende amerikanische Kraut zusammen, so bald es angerührt wird, dort sproßt der Polypus wie ein abgeschnittner Zweig. Ja alle drei Reiche gehen durch einander, und knüpfen sich an tausend Enden zusammen. Laß uns einmal unter den Menschen fortgehen bis zum Affen: dieser und der behaarte wilde Mensch, wie sind sie unterschieden? Der vortreflichste Mensch, und = = = hier fehlt uns die Kette, die bis zum Stuhle Jupiters geht. Aber der größeste Weise sieht von dieser Kette nur zerrissene Glieder.

13) Seit der Erschaffung, da sich das Getümmel der Elemente legte.

14) Die Hydra Lernäa war ein vielköpfichtes Unge=

Von der Gerechtigkeit beflammtem Schwerte[15];
Der Aberglaube kämpft und flieht zugleich:
Wie vor den kühnen Sonnenpferden
Die blinde Nacht voll Selbstvertraun;
Denn tausend Städte werden
Ihm einen Altar baun.

Wohl dir, o du, durch meinen Freund regieret,
An Künsten reich, und groß wie Sparta war[16]):
Es zog vom Schall der Flöte schön verführet
In seinen Tod mit wohlgeschmücktem Haar,
Und

Ungeheuer, welches Herkules umbringen wollte. Allein, wenn er einen Schlangenkopf herunter hieb, wuchsen zwei an dessen Stelle. Endlich nahm er ein glühendes Eisen, brannte nach, und tödtete die Hydra.

15) Die schnelle Endigung der Processe ist bekannt, und schon ein Muster der Nachahmung.

16) Sparta oder Lacedämon war zum Kriege geboren und verbannete die Künste: eine gewisse Stadt liebt die Künste, und ist dennoch wie Sparta. Man weiß, daß die Spartaner unter dem Schall einer wohlgesezten Musik, ihre Haare mit großer Sorgfalt aufgebunden, gegen

Und alle, die den Kampf verloren,
Bestätigten durch einen Eid:
Die Stadt [17]) sei nur geboren
Zu Waffen und zum Streit.

So sang Calliope [18]), die voll Entzücken
Umhängt mit ihrer goldnen Tuba kam,
Und nicht gesehn von ungeweihten Blicken,
Den Weg zum Tempel des Apollo nahm [19]),

 Wo

gegen den zahlreichsten Feind gingen und siegten. Man untersuche die genaue Aehnlichkeit selber.

17) Wird von Sparta gesagt, und deucht unserm Dichter schöner, als wenn es gerade zu von Berlin gesagt würde: weil man die Eigenschaften von Sparta sonst nicht erführe, weil der Geist die angenehme Beschäftigung bekömmt, es auf Berlin zu deuten, weil ein solches Lob zugleich feiner ist, und weil kein lyrischer Schwung darinn wäre, wenn der Poet in eben der Construction fortführe: Du zogst vom Schall ꝛc.

18) Calliope, die Muse, besingt, wenn man ihr ein besondres Amt geben will, die Helden am liebsten. Dieses deutet auch ihr Ehrenzeichen, die Drommete, an.

19) Apollo ist der Gott der Musen, oder der Erfinder der freien Künste. Unser Opernhaus

Wo mit dem Pinsel und mit Saiten
In Larven und im Lorbeerkranz
Die Musen sich bereiten
Zum schönsten Reihentanz.

Eine Ode von dieser Art ist mehr für ein Odengenie, als ein schlechtes poetisches Collegium: fast jede Nummer zeigt „die höchste poetische Kunst des Dichters, die Allegorie in seiner Gewalt zu haben:„ auf die Art bestrebe ich mich, den Pindar und Horaz mir selbst zu erklären: und so erkläre man sich, jede Ode Rammlers, um ihre sinnlichen Bilder in aller ihrer bedeutungsvollen Schönheit zu erblicken. — Ich sollte meinen Lesern diese Ode jetzt von einer andern Seite zeigen, um sie nach ihrer ganzen Anordnung und Bauart zu betrachten, die Ordnung, Verbindung und Ausschmückung ihrer Theile zu bemer=

haus führt die römische Aufschrift: Fridericus Rex Apollini et Musis. Der Schluß des Liedes bezeichnet es deutlicher: denn aus Poesie, Musik, Decorationen, und Balletten erwächst die Oper.

bemerken: da dies aber zu weitläuftig ist, und bey andern Oden von ihm füglicher geschehen kann: so kann ich nicht umhin, meine Leser wenigstens auf den feinen Wohlklang dieser Ode aufmerksam zu machen. Ich rede nicht selbst, sondern schreibe aus dem angeführten Wochenblatt folgende Bemerkungen hin:

1) Die ganze Zusammensezzung der Strophe ist zum Wohllaut eingerichtet, ihre Zeilen laufen schmal zusammen, und spitzen sich mit einer männlichen Schlußsylbe fast wie ein Pfeil. Diese Figur deucht dem Auge so schön, als ein solcher Gang des Verses dem Ohre klingt.

2) In den vier langen Versen kann der Abschnitt bald forn bald hinten gesezt, und dadurch der Gleichlaut vermieden werden.

3) Der Abschnitt bleibt gar weg, wenn eine andre Schönheit erhalten werden kann:

Umhängt mit ihrer goldnen Tuba kam,
Und nicht gesehn von ungeweihten Blicken
Den Weg zum Tempel des Apollo nahm.

Beide Verse laufen fort, und drücken einen Gang aus

Mit deinem eignen Laube krönen muß

scheint den Kranz herum zu flechten.

Und lehrt dem tollen Winde seinen Lauf

läuft wie der Sturmwind.

4) In jedem Vers findet man einen oder mehrere von den starkklingenden Vokalen A und O oder einen Diphthongus, welcher gleiche Wirkung thut.

5) Nicht leicht über 3 Consonanten stehn hintereinander, auch so gar zwei Wörter bringen nicht mehr zusammen.

6) In den Versen:

Die Proserpinen ihre Körner —
Pomona füllt ihr Horn in dir allein —
In ihrer harten Hand —
Die Weisen alle dienen —
So sang Calliope, die voll Entzücken —

sehen wir, daß wenn ein Wort auf einen Consonans ausgegangen ist, das folgende mit einem Vokal anfängt, und daß es mit einem Consonans anfängt, wenn das vorige mit einem

einem Vokal schloß. Dieses ist zwar selten möglich zu machen, wir finden es indeß in einem jeden Vers einmal bis viermal.

7) Kein Hiatus beleidiget das Ohr, weder in der Mitte des Verses, noch zwischen zweyen Versen.

8) Vom Reim müssen wir auch gestehen, daß keiner zweimal vorkömmt. Horaz schließt gleichfalls keinen Vers zweimal mit einerlei Worten. Ueberhaupt nimmt er nicht gern einerlei Worte zweimal in seine Ode; welches zu verstehen ist, von den vornehmern Worten, nicht von non, qui sunt etc. Dieser Odendichter wird bei seiner Arbeit vielleicht nicht alle diese Regeln deutlich gedacht haben, aber wie kömmt es, daß man sie am Ende doch alle beobachtet findet, und daß das Stück nichts dabey verloren hat?

So stolz höret ein feines lyrisches Ohr, und sollten auch einige dieser Schönheiten wirklich verfliegen, wenn man sie zu Regeln macht: sollten sie auch, so bald als sie Gesezze werden, Hindernisse seyn: so muß man

um

um so mehr den Dichter bewundern, der diesen Zwang hat überwinden und zur Schönheit machen können. Ein so feines Ohr muß auch von einer Zunge begleitet seyn, die eben so stolz deklamirt; denn so wie die lyrische Poesie, nach Klopstocks gerechter Bemerkung, des meisten Wohlklanges fähig ist: so nähert sich auch die lyrische Deklamation der Musik am meisten. Und würde also auch nicht der allgemeine Ruf von Rammlers Deklamation voll seyn: so würde schon sein feiner Wohlklang in mir den Wunsch erregen, ihn deklamiren hören zu können.

Nicht blos Allegorie und Wohlklang: die Anordnung zum Ganzen der Ode ist der Vorzug, weswegen der Name Horazisch seinen Oden zukömmt. Oft arbeitet er über Horazische Plane bei ähnlichen Gegenständen: sein Päan an die Concordia folgt dem Gange der Ode des Flaccus an das Glück, sogar bis auf das Bild der Nothwendigkeit

Te semper anteit saeva necessitas
Clavos trabales et cuneos manu
Gestans ahena, nec severus
Uncus abest liquidumque plumbum - -

Ich

Ich bin mit Rammler darinnen wohl zufrieden, daß er dies überladne Bild, das schon Sanadon und noch neuerlich Leßing für frostig erklärt, abgekürzt; nur scheint der Periode, nach seiner sinnlichen Inversion betrachtet, etwas mißrathen zu seyn. Die Ode an seinen Arzt bringt uns die horazischen Zurufe an seinen Weinknaben in den Sinn, und ist mit Geist und Körper nach dem Flaccus gebildet. Seine Ode an die Kanonenkugel bringt uns die an den unglücklichen Baum: die Ode an Hrn. Krause eine ähnliche über sich, und am allermeisten die Lobgesänge auf den König, das Lob in den Sinn, das Flaccus dem Augustus und Mecänas opferte.

In einzelnen Bildern, Construktionen, und Wendungen findet Horaz noch häufiger das Seinige wieder, und überhaupt kenne ich keine deutsche Oden, die leichter und schwerer ins Lateinische zu übersetzen wären, als diese — Leichter: weil man Idiotismen, Periode und Wohlklang nach dem Lateinischen abgezirkelt, gleichsam vor sich findet: schwerer, um der Fülle, Kürze und Wohlklange

keinen

keinen Eintrag zu thun. Was Leßing mit dem Anfange des Meßias versuchte, probire man mit Rammlers Ode an den Arzt, an die Kugel u. s. w.

Was ist nun von dieser horazischen Nachbildung zu urtheilen? Es ist nicht zu vermuthen, daß Rammler blos horazische Vorfälle wähle, um horazisch singen zu können; wenn wir ihn blos in diesem Gesichtspunkt betrachten: so dörften die besten horazischen Oden nicht alle von ihm nachgebildet seyn, und erreicht? — vielleicht keine. Alsdenn ist er Geschmack- und Kunstvoller Nachahmer. Aber er ist mehr, — und hat es bewiesen, daß er ohne horazische Plane und Bilder horazisch singen könne, und dies erhebt ihn in meinen Augen zum Dichter, jenes zeigt ihn als einen feinen Kenner des Alterthums, und einen Artisten von Geschmack.

Vielleicht hat Rammler den Grundsatz mit einem andern großen Genie gemein: daß Horaz alle Muster aller Oden geliefert, und so zu sagen, jede Schönheit derselben erschöpft: vielleicht sind die ersten Eindrücke von den Poesien des Römers bei ihm so mächtig,

tig, und in ihren Spuren so ewig gewesen, daß sich leicht alles, selbst Originalgedanken nach diesen Eindrücken modeln; denn in der That! unser Genie und Geschmack nimmt die Bildung von dem an, was vorzüglich und zuerst auf dieselben wirkte: vielleicht sehe ich nicht alle die Reize ein, die gewisse mythologische Bilder noch in unsrer Zeit haben können — aber ich sage nichts, als meine Meinung. Fesselt nicht Horaz dies große Genie oft zu sehr? — Mir kömmt, damit ich ein paar Beispiele anführe, in der Ode an die Kugel, die Beschreibung der Hölle etwas fremde * an diesen Ort:

— ganz nahe war ich schon dem Styx, ganz nahe
Dem giftgeschwollnen Cerberus.
Ich hörte schon das Rad Ixions rasseln, sahe
Die Brut des Danaus
Verbannt zum Spott bei bodenlosen Fässern —
Und Minos Antlitz und das Feld
Elysiens.

Horaz

* Si quaedam nimis antique, si pleraque dure
— — credi dicta — —
Et sapit et mecum facit et Ioue iudicat aequo.
Hor. L. 2. Ep. I.

Horaz selbst ist kürzer und anschließender, obgleich dieses Bilder seiner Religion waren: hier sind sie aber zu bekannt, zu allgemein, und zu wenig aus dem Individualfall genommen; die folgenden sind es schon mehr:

— Den großen Ahnherrn eines größern
Urenkels und sein Zelt
Voll tapfrer Brennen sah ich! Ihre Lieder
Ihr Fest bei jedem Nektarmal
ist Er. — —
Schon säng ich seine jüngste That —
Alcäus würde jetzt mein Lied beneiden
Schon säh ich Cäsarn lauschend nahn
Mit ihm den weisen Antonin, und den von
Gefeyrten Julian. (beiden

Bei dem letzten Ausdruck haben die Litteraturbriefe * dem Hrn. Prof. Rammler einen höflichen Verweis gegeben, daß er es aus der Kaiserhistorie vergessen hätte, wenn Julian gelebt: und trauen ihm beinahe eine türkische Chronologie zu, daß Cäsar und Antonin den Julian haben feiren können. Allein, sie vergessen, daß dies im Reich der Todten vorgeht, und daß ja alle drei Friedrich feiren sollen. In Rammlers Oden ist viel-

* Th. 8. p. 388.

vielleicht weniger ein Ausdruck zu vermuthen, quem incuria fudit; als in den Litteraturbriefen.

Vielleicht möchte in der Ode an die Feinde des Königs die herkulische Beschreibung eben die Note verdienen, die ich bei der Hölle gemacht, daß ihre Bilder zu bekannt, zu antik, und etwas zu unedel seyn möchten.

Abstrahirt von diesem horazischen: ist Rammler ein vollkommenes Muster der Ode: jedes Wort abgewogen, abgemessen, abgezählt: jede Construktion gewählt, geordnet, gewaffnet: jede Freiheit nicht blos Licenz, sondern Muster: seine undeutsche Redarten bereichern die Sprache: seine fremden Worte verdienen das Bürgerrecht: der Zwang in seiner Periode ist von der Gewalt und dem hinreißenden Strom der Ode verursacht: ein Werk des Vorsazzes und Fleißes, nicht der Noth und des Unvermögens: sein Mangel an der Cäsur bisweilen, und sein schwerer Reim durch ein Beiwort sind Boten des lebendigen Lauts, um Nachdruck anzukündigen. Alle Vorwürfe, die man seinen Oden von dieser Seite macht, sind kurzsichtig, und eigensinnig.

Zum Schluß will ich die Theorie von der Ode * hersezzen, die sich am besten aus Rammlers Oden erklären läßt:

„Die wahre Critik erkennet in der Ode „eine höhere Ordnung, die zwar versteckt „seyn, aber niemals vernachläßigt werden „darf. Es gibt mancherlei Ordnungen, in „welchen die Gedanken unsrer Seele auf ein„ander folgen können. Die Ordnung der „Zeit, des Raums, der Vernunft, des „Witzes, der Scharfsinnigkeit u. s. w. „die Ode verwirft alle diese Ordnungen. „Sie schreibt nicht historisch, wie der „epische, nicht topisch, wie der malerische „Dichter: sie folgt auch nicht der Ordnung „der Vernunft, wie etwa der Lehrdichter. „Die Ordnung, die ihr wesentlich ist, kann „die Ordnung der begeisterten Einbil„dungskraft genannt werden. Eine einzige „ganze Reihe höchstlebhafter Begriffe, „wie sie nach dem Gesezz einer begeisterten „Einbildungskraft auf einander folgen, ist „eine Ode. Die Mittelbegriffe, welche „die Glieder mit einander verbinden, aber „selbst nicht den höchsten Grad der Lebhaftig„keit

* Litt. Br. Th. 17. p. 149. 2c;

„keit besitzen, werden von dem Odendichter „übersprungen, und daraus entsteht die an„scheinende Unordnung, die man der Ode „zuschreibt. Durch diese Betrachtung läßt „sich auch entscheiden, in welcher Gattung „von Oden ausgemahlte Bilder und Gleich„nisse, öfters auch Digreßionen und Neben„betrachtungen erlaubt sind, und in welcher „die Bilder und Gleichnisse, nur mit großen „Pinselstrichen zu berühren, und die Aus„schweifungen von dem Hauptgegenstande „sorgfältig zu vermeiden sind. Aus diesen „Begriffen kann man die Regeln herleiten, „wo die Ode anfangen und schließen muß.„

„Da die Anlegung des Plans zu einem „Gedichte, und also auch zur Ode kein Werk „der Begeisterung, sondern des Nachdenkens „und der überlegenden Vernunft ist: so muß „der Plan der Ode dem Dichter ungemeine „Schwierigkeiten machen: denn hier muß die „Vernunft überdenken, was die feurige Be„geisterung für einen Weg nehmen würde. „Man muß durch Nachdenken und Vernunft„schlüsse ergründen, welche Ideen die lebhaf„testen seyn, und in welcher Ordnung sie nach

„dem Gesetz der Einbildungskraft auf einan-
„der folgen werden. Der Dichter muß sich
„also in beide Verfassungen zugleich sezzen:
„er muß nachdenken und empfinden, und man
„siehet leicht, was ihm dies für Schwierig-
„keit machen muß. Ueberläßt er sich ganz
„ohne Plan dem Strome der Begeisterung
„und dichtet: so wird er zwar eine Folge von
„sehr lebhaften Begriffen hervorbringen kön-
„nen; aber diese Folge wird selten ein Gan-
„zes ausmachen, selten ein bestimmtes Sub-
„jekt, und nur durch ein Ungefähr die gehö-
„rige Einheit und angemeßne Kürze haben,
„vermöge welcher sie den kürzesten Weg zu
„ihrem Ziel eilet. Dieses geschieht, wenn die
„Gemüthsbewegung, als die Ursache der Be-
„geisterung, sehr heftig ist. Alsdenn eilet der
„Strom der Gedanken seinen Weg, unauf-
„haltsam und sicher, und die bloße Natur er-
„füllet alle Bedürfnisse der Kunst. Wenn
„aber ein gemäßigter Affekt herrschen soll:
„als nehmlich Hoffnung, Dankbarkeit,
„stille Freude &c. so ist die Natur ohne Leit-
„faden der Kunst eine mißliche Führerinn.
„Sie führt den Dichter auf Abwege, sie er-
„laubt

„laubt ihm zu schwärmen, wo er den kürze„sten Weg nehmen sollte: sie verbindet Ge„danken, die eine allzugeringe Beziehung auf „einander haben, und bringt also poetische „Phantasien hervor, aber keine Oden.„

Dies Fragment einer kritischen Betrachtung über die Ode bringt mir den Wunsch in die Feder, daß endlich ein philosophischer Kopf eine vollständige Theorie von der Ode liefere, die unter den schon gelieferten Beiträgen zur angewandten Aesthetik uns noch am meisten fehlt. Denn da Aristoteles Poetik in diesem Theil verlohren gegangen: so haben sich wenige an eine Arbeit wagen wollen, in der ihnen niemand unter den Alten vorgearbeitet hat, und die Wenigen, die sich daran gewagt, wiegen zusammen nicht so viel, als der einzige Aristoteles wiegen würde. Die Poetikenschreiber — die schönen Geister unter den Franzosen, La Motte, St. Mard, Batteux, Racine, Fontenelle, und noch neuerlich Marmontel und Garnier — unter den Deutschen, die Abhandlung in den Breslauischen Beiträgen zur Philosophie mit ihrer Recension in der Allgem. Bibl.,

das angeführte Fragment, einige Klopstocki-sche, Rammlerische im Batteux, und das mittelmäßige Gemisch von Anmerkungen in den epischen, lyrischen und dramatischen Gedichten sind Fußtapfen gnug, für einen, der aus ihnen eine Landstraße zu machen weiß.

Ich habe eine Geschichte des lyrischen Gesanges angekündigt gelesen; vielleicht wird der Verf. den Charakter desselben unter Ebräern, Arabern, Griechen und Römern bestimmen, und aus der Denkart, Zeit, und den äußerlichen Hülfsmitteln, der Sprache und Musik erklären: vielleicht wird er das Genie jedes großen Originals unter den lyrischen Dichtern entwickeln, ihre Hauptwerke ästhetisch nach Plan und Composition, nach den Schönheiten des Details *, dem Licht und

* „Vielleicht wird er von dem Unterschiede der „griechischen, römischen und orientalischen Ode „handeln. Er wird zeigen, warum die Hora-„zische Ode mehr ausgeführte Gleichnisse ver-„trägt, als die Pindarische, und diese mehr, als „die Davidische, und aus eben demselben Grun-„de erklären, warum der heilige Dichter an „Kühnheit der Metaphern jene weit hinter „sich

und Schatten, den Wendungen und Bildern und Versifikation und Sprache zergliedern: vielleicht wird er die Nachbildungen aus den Alten gegen ihr Original und ihre Nebengemälde halten, und den großen Zweck ausführen: ein Odengenie in die magische Werkstatt des Apolls, und in den Geist seiner Muster einzuführen; ja vielleicht wird er endlich aus diesen verschiednen Gattungen Hauptbegriffe des Schönen in dieser Dichtungsart herausziehen, sie zu Regeln erhöhen, diese Regeln in unsere Seele zurückführen, und also einen philosophischen Begriff der Ode festsezzen, aus welchem man auf ein weites Feld der Aesthetik sichere und kühne Blicke wird thun können.

Plaudamus amici!

N 4 Sollte

„sich läßt. Er wird ferner zeigen, wie der „Odendichter von einem Gleichniß in das an„dre übergeht, und wenn er sich denn von sei„nem Gegenstande zu sehr entfernt hat, plötz„lich abbricht. Er wird ferner auseinander„sezzen, in welchem Fall es dem Dichter er„laubt sey, von dem Gleichnisse zurück zu keh„ren, und den Faden seiner Empfindungen wie„der zu ergreifen, oder wo sein Feuer mitten im „Gleichniß, wie ein Blitz verschwinden muß.„ Litt. Br. Th. 9. p. 184.

Sollte dieser Plan mit dem seinigen übereinstimmen: so würde er durch die Ausführung Creditiv gnug gezeigt haben, daß er auch folgende Zugabe zu seinem Werke thun könnte: daß er die zerstreuten Oden der Deutschen sammlete, sich über alle fließende Reime im lyrischen Sylbenmaaß erhübe, und blos den Geist der antiquen Ode zum Rathgeber seiner Wahl machte: ein mäßiges Bändchen, das aber alsdenn die fliegenden Stücke dieser Dichtart der Zeit rauben könnte. Wenn Rammler es für gut geachtet, die Lieder der Deutschen zu sammlen: so wären „ernsthafte und erhabne Gesänge unsrer lyrischen Poeten, die sich besser deklamiren, als singen lassen: die wenigen Oden der Deutschen, die sich durch Anlage und Schwung und Wohlklang empfehlen,„* dieser Sammlung eben so würdig; ja vielleicht noch würdiger, weil meistens ein Individualfall der Zeit sie gebiert, sie auf seinem Flügel umherwirft, und sehr leicht verfliegen macht. Man müßte Stücke wählen, die keine Ausbesserung nöthig

* s. Vorrede zu den Liedern der Deutschen bei Winter, Berl. 1766.

nöthig hatten, oder uns wenigstens die Ausbesserung als eine Note und Marginalglosse geben: denn alle fremde Correktur ist mißlich „ und bei einer Ode fast unmöglich. — Wie sehr „ muß ich aber befürchten, daß mein Vorschlag nicht flugs von einem Sammler aufgefangen werde, der uns vielleicht schon folgende Messe: auserlesene Stücke aus den besten deutschen Odendichtern * ungekaut und unverdauet auftrage.

Ich kann Horaz und Rammler nicht verlassen, ohne den Wunsch zu wiederholen, daß der letztere uns den erstern endlich in einem deutschen Kleide liefern möge: alsdenn werden wir den Franzosen ihre Sanadons, Dacier und Batteux nicht beneiden dörfen.

* * *

Klopstock hat in seinen Oden weniger horazische Züge: seine Ode an Friedrich vor dem Meßias, scheint im Anfange das: quem tu, Melpomene, semel nachzubilden; allein, bald erhebt sie sich zur Welt der Gedanken

N 5 und

* Braunschweig bei : : :

und Empfindungen *, zu der ihm eignen Kunst, die Seele des Menschen und Christen zu schildern, worinn er eben mit Horaz nicht zu vergleichen ist. Alle seine Oden sind meistens Selbstgespräche des Herzens: sein Psalm läßt Empfindungen, eine nach der andre fortrauschen; wir hören Welle über Welle schlagen: eine wird die höchste, und es erfolgt eine Stille: wir stehen in Gedanken, bis plötzlich eine neue Folge von Ideen uns mit einer süßen gedankenvollen Betäubung berauscht. — Seine meisten lyrischen Arbeiten nähern sich dem Hymnus: in einigen Stücken, die der Sammlung vermischter Schriften eingerückt sind, sind freilich vortreffliche Horazische Züge, insonderheit in der Ode auf den Zürchersee; allein nie das Ganze, nie der Hauptton, nie der Wohlklang des Horaz. Ich möchte also Klopstock aus seiner Sphäre reißen, wenn ich ihn hier gegen Horaz sezzte; und doch — ist es nicht Klopstock, der in einem Stück des Nordischen Aufsehers diese wunderbare Gedanken sagt:

„Fast

* Litt. Br. Th. 8. p. 229.

„Fast allen neuern Oden fehlt etwas von „dem Haupttone, den die Ode haben soll. „Horaz hat den Hauptton der Ode, ich sage „nicht, des Hymnus, durch die seinigen, bis „auf jede seiner feinsten Wendungen bestimmt. „Er erschöpft alle Schönheiten, deren die „Ode fähig ist. Man wird also den Werth „einer Ode am besten ausmachen können, wenn „man sich fragt: würde Horaz diese Mate„rie so ausgeführet haben? Aber man müßte „ein wenig strenge bei Beantwortung dieser „Frage seyn. Denn sonst bekommen wir zu „viel Horaze unsrer Zeiten. — Ich erkläre „mich hiedurch gar nicht gegen die Ansprüche, „die besonders der lyrische Dichter auf einen „Originalcharakter hat. Ich rede nur von „der Biegsamkeit, mit der sich selbst ein Ori„ginalgenie dem Wesentlichen, was die lyri„sche Poesie fodert, unterwerfen muß. Und „dieses Wesentliche, behaupte ich, hat Horaz „durch seine Muster vestgesezzt„ *. Ueberhaupt ist dies ganze Stück im zweiten Bande so ausnehmend, als das 26te des ersten.

Ich

* Nord. Auss. 2 B. St. 105.

* * *

Ich werde von Uz und Lange kürzer seyn können. Des erstern sein philosophischer Odengeist ist bekannt, und von den Litterat. Br.* würdig gepriesen worden: er ist der einzige, der so viel Weisheit mit so vielem Schwunge sagen kann. — Von Lange dörfte es heißen: die Ersten werden die Letzten seyn; und nach meiner Meinung hat er mehr Horazisch gesungen, als übersezzt. Die besten Oden des Horaz leiden bei ihm, seines Fleißes, Genies, und einiger glücklichen Stellen ohngeachtet: überall verfehlte Stellen, verlohrner Nachdruck, unschickliche Einkleidung, an Kolorit und Wohlklang nicht zu denken: quid faciant hostes capta crudelius vrbe. — In seinen eignen Oden hat er insonderheit in der Anordnung der Bilder, in der Wahl der Beiwörter, und gleichsam dem Zuschnitt zum Wohlklange, den Horazischen Ton getroffen. —**

Ob

* Th. 8. p. 214.

** Darf ich hier Gelegenheit nehmen, Klotzens *Vindicias Horatii* auch denen Liebhabern des Horaz

Ob wir Deutsche Katulls haben? mögen die Lieder der Deutschen beantworten: unter allen hat vielleicht Leßing zu seinem Hauptzuge die meiste Katullische Schalkheit.
Ob

Horaz anzupreisen, die sich nicht mit dem Pat. Harduin streiten wollen. Sie sind voll von feinen Anmerkungen, Vergleichungen, Erklärungen, die man aber mitten unter Rettungen findet, zu denen sich der Verf. nicht hätte herablassen sollen, weil die meisten Harduinschen Anschuldigungen keine Antwort verdienen. Von Anmerkungen gefällt mir die critische Muthmaßung, (p. 16.) in welcher Ordnung Horaz seine Gedichte geschrieben: wie weit er gegen die Griechen sich Original schätze (p. 25-30.) von seinem Wohlklange und seiner Kühnheit (p. 51-58.) von seinem Urteil über Plautus (p. 272. 273.) und viele andre. Vergleichungen verschiedner Dichter voll Belesenheit und Geschmack sind häufig, z. E. über das Talent des Horaz zur Dichtkunst (p. 18-25.) über den Flug der Muse (p. 95-103.) über Musa potens lyrae (p. 104-106.) über den, der seine große Seele verschwendend hingab, den Patrioten, Aemilius Paullus (p. 119-123.) über die curas laqueata circum tecta volantes (p. 175-177.) über die Blandusische Quelle (p. 207-210.)
und

Ob wir Ovidianische Verwandlungen haben? Dies werden blos die behaupten, die in einem Journal den Titel gelesen: Zachariä Verwandlungen, oder Verwandlungen in den Bremischen Beiträgen, und blos nach diesem Titel urtheilen. Ob Wieland unser Lukrez sey? Diese Frage ist älter, als die Periode, über die ich schreibe. Ich nehme aber Gelegenheit, etwas von dem Lukrezischen Lehrgedicht zu sagen.

2.

Vom Lukrezischen Gedicht.

„Ich weiß nicht, was heutiges Tages ein „Skribent für Beifall erhalten würde, der es „wagte, nach dem Beispiele des Lukrez, die „Lehren einer Schule mit trocknen Worten „vor-

und dann über die Küsse der Venus, Cupido und die Gratien (p. 125. 249-255.) — Erklärungen und Erläuterungen des Horaz sind häufig und einige neu, insonderheit aus den Werken der Kunst und Denkmälern des Alterthums.

„vorzutragen, und etwa hie und da durch „eine poetische Stelle aufzuputzen? Gewiß ist „es, daß er in Reimen und in der gewöhnli„chen Versart ganz unerträglich seyn würde. „Diese Art des Vortrags hat, wenigstens im „Deutschen, eine gewisse Feyerlichkeit, die so „wohl mit dem Aufgeweckten des Theaters, „als mit dem Trocknen der Schule einen selt„samen Contrast macht.„ —* Ich weiß nicht, wie mir diese Stelle in die Feder kömmt, eben da ich Wieland unsern Lukrez genannt: auch er hat die Lehren einer Schule, in Reimen, in der gewöhnlichen Versart vorgetragen, ziemlich trocken, und freilich schön aufgestutzt mit poetischen Stellen — und doch hat er Beifall gefunden? — Je nun! es ist offenbar mehr des letztern, als des erstern wegen gewesen. Ich schlage also zurück: **

„Unsere Schriftsteller haben sich in der all„gemeinen betrachtenden Weltweisheit unge„mein hervorgethan; aber in der besondern „ausübenden Sittenlehre möchte der Deut„sche eher über Mangel zu klagen haben — „Unsre Lehrdichter sind vortrefflich, wenn „sie

* Th. 8. p. 216. ** Th. 8. p. 163 rc.

„sie die Systeme der Weltweisen vortragen,
„wenn sie sich in die Höhen des Unermäßli-
„chen emporschwingen, wenn sie den Schö-
„pfer und seine Werke besingen; hingegen
„sinken sie unter das Mittelmäßige, so bald
„sie sich zu den Sitten der Menschen herab-
„lassen. Popens *Essay on man* möchte man
„einem Deutschen weit eher zutrauen, als ei-
„nem Franzosen; aber seine Moral Essays
„verrathen eine so feine Känntniß des mensch-
„lichen Herzens, als noch nie ein deutscher
„Schriftsteller gezeigt.„ — Diese beide
ganz wahre Bemerkungen machen, daß ich
den deutschen Dichtern die philosophische Dich-
tungsart des Lukrez, als ein glückliches und
reizendes Feld anpreise: doch mit einiger Ein-
schränkung. — Lukrez ist in meinen Augen
nach dem Feuer seiner Bilder einer der ersten
Genies unter den Römern. Wenn man die
trockne Philosophie sieht, mit der er kämpfen
mußte, die Schwierigkeiten, mit denen er
stritte — — propter egestatem linguae ac
rerum nouitatem — — und die er doch
überwand, die Strenge, mit der er seiner
Schule gnug thut, und die herrlichen Gemälde
und

und Ausschweifungen, die er einstreuet: so muß man erwarten, daß unsere Lukreze in einer zur Weltweisheit ausgebildeten Sprache, in einer weit bequemern und biegsamern Materie, mit einerlei Genie, um so viel höher vor dem Römer stehen müssen, je höhere Vorzüge sie nach der Cultur ihrer Werkzeuge haben. — Betrachten wir dies, so bleiben von allen unsern deutschen Lukrezen * vielleicht nur drei noch, die diesen Namen verdienen; die übrigen können gute Lehrdichter seyn, allein Lukreze sind sie nicht, wenn Lukrez zu unsrer Zeit gelebt hätte. Haller — Witthof und Creuz, drei Dichter auf drey verschiednen Stufen! — Nimm Hallers Gedicht auf die Ewigkeit, und auf den Ursprung des Uebels, und zeige mir im Lukrez, du, der du sein Anbeter, und vielleicht ein zweiter Creech bist, zeige mir im Lukrez so hohe, wahre und dringende philosophische Wahrheiten in so reelle und kurze Bilder eingehüllt.

* Ich sondre hier gleich die moralischen Lehrdichter ab, Hagedorn, Dusch, Wieland u. s. w.

gehüllt. Hallers Geist ist in zween Dichter getheilt, in Witthof und Creuz. Jener hat die nachdrucksvolle Kürze in Sentiments und Beobachtungen oft bis zum Neide in seiner Gewalt; dieser hat zu viel Talent zur schwermüthigen Malerei eines Weisen, als daß man ihn unter den G . . . anern vergessen sollte.* Jener weiß abstrakte Ideen in poetische Körper zu kleiden; dieser, abstrakten Ideen poetische Farben zu geben: jener ist glücklich im Ausdruck der menschlichen Denkart, so fern man sie aus einer genauen Weltweisheit kennen kann: dieser in der dichterischen Abbildung einiger metaphysischen Hypothesen. Beide würde ich wegwerfen, wenn ich jenen blos als Dichter nach dem Aeußern, und diesen als Metaphysikus nach dem Innern allein beurtheilen müßte.

In der That, um ein guter Lehrdichter zu seyn, wird weder ein Stern von der ersten philo=

* Die Litt. Br. haben nie an ihn gedacht, obgleich seine Gräber auf ihre Zeit treffen, wie mich dünkt.

philosophischen noch dichterischen Größe erfodert. Der wahre Geist der Weltweisheit an sich leidet kein beinahe Wahres, kein halbgründliches; und unsere philosophische Wizlinge, die uns Schaum der Weltweisheit mit dem Goldschaum der Aesthetik überdeckt, verkaufen, sehen zwar, daß ihre Philosophie im Anfange siedet, und von Kindern und Narren, (die aber diesmal nicht die Wahrheit reden,) gelobt wird – aber Schaum und Philosophie zergeht, und ist nicht mehr! – Laß diese das philosophische Lehrgedicht wählen, den Reihn zwischen Philosophie und Einbildungskraft: sie werden vielleicht gut werden! — Auf der andern Seite gibt es schöne Geister, die zu viel Philosophie am unrechtem, und zu wenig poetisches Genie an rechtem Ort haben: die uns in Fabeln und Erzählungen, in traurigen Lust- und erbärmlichen Trauerspielen mit seichter Weltweisheit quälen — auch diesen gebe man das Lehrgedicht vor: denn die Epopee, das Drama, die Ode, und jede Erdichtung fodert Schöpfungsgeist im Ganzen, und kann kein beinahe Schönes leiden; aber das Lehrgedicht

leidet noch zuerst die Lieblingswendung so vieler deutschen Vorreden:

vbi plura nitent in carmine, non ego paucis offendar maculis. —

Dies fodert die wenigste Einbildungskraft, ist am wenigsten an Regeln gebunden, und vielleicht ist das freieste und leichteste Sylbenmaaß auch das angemessenste und einzige für das Lehrgedicht — ich meine nicht das Alexandrinische, sondern das sogenannte Recitativmetrum, das sich am meisten der Prosa nähert, die meisten Formen annehmen kann, sich jeder Materie am besten anschliesset, und die Aufmerksamkeit am füglichsten erhält.

* * *

Bisher habe ich einige Dichterlein mit dem Lehrgedicht abzufertigen, und im Vorhofe der Poesie aufzuhalten gesucht, damit sie, als Ungeweihte sich nicht ins Heilige wagten: jetzt lege ich einen Gegenstand vor, der ins Allerheiligste der Dichtkunst gehört, und wie ich glaube, würdig ist, die ganze Seele eines Genies allgnugsam auszufüllen: es ist zwar blos ein

ein Lehrgedicht', aber ein Lehrgedicht, dem selbst die epische, dramatische und lyrische Muse zujauchzen würde. Laß es seyn, daß die deutschen Lehrdichter unter das Mittelmäßige herabsinken, so bald sie sich zu den Sitten der Länder und der einzelnen Menschen herablassen. „Laß es seyn, daß sie nicht Kenntniß des menschlichen Herzens gnug hätten, um Moral Essays zu schreiben:„ ich zeige ihnen ein Essay on Man an, wo sie sich in die Höhen des Unermäßlichen emporschwingen, und im zwiefachen Verstande Geistschöpfer durch sich selbst werden können.

Man weis es, daß die deutsche Weltweisen, wenn in einem Stücke der Philosophie, so in der Psychologie vorzüglich, gleichsam auf eignen Grund und Boden sind, weil sie die kühnen Blicke, die Plato, Baco und Locke in die menschliche Seele gethan, weiter verfolgt, oder wenigstens die Erfahrungen dieser drei Männer wissenschaftlicher gemacht. Sie haben wenigstens Kunst und Mühe angewandt, um die Materialien fremder Nationen zu einem Gebäude zu erheben, dessen Bauart das merkwürdigste Phönome-

non der neuern Zeiten bleibt. — Und was kann ich hieraus folgern? — Dies, daß ein poetisches Gebäude von dieser Art ebenfalls auch das Denkmaal unsres Volks und unsrer Zeit seyn könnte. In dem eigentlichen Spekulativen der Weltweisheit ist der Dichter immer ein Fremdling; man sage, was man will, er bleibt ein Gileaditer, der sich in diese platonische Republik einstiehlet, um Holzhauer und Wasserträger zu seyn. Das Dichterische, was der Lehrdichter, der Systeme reimt, behalten kann, um den Weltweisen nicht gleich für den Kopf zu stoßen, sind alte Schuh, und verschimmelt Brodt: und allen den Nutzen, den er dem Philosophen gibt, ist, daß er so viel von dem philosophischen Geist ihm raubt, als er ihm dichterischen gibt: eigentliche Bürger können sie nie zusammen werden.

Aber die philosophischen Erfahrungen, Muthmaßungen und Hypothesen über die menschliche Seele; — die sind aller Stärke der Dichtkunst fähig, und aller ihrer Reize werth. An der Fähigkeit wird niemand zweifeln, und wenn zehn feige Kunstrichter

zitter-

zitterten und Einwürfe machten, und Bollwerke bauten, und Schlingen legten: so fühle ichs doch, daß alle ihre Warnungen zu klein sind, um ein Genie zitternd zu machen: großmüthig würde es sie verachten, und sehr gern eine Ausnahme machen, wenn seine Ausnahme nur Meisterstück ist. Wenn da, wo der Weltweise nur von fern furchtsam lauschen muß, der Dichter, als Bote der Götter, als Vertrauter der Geheimnisse des Geistes, mit kühnen Schritten fortginge, um in das Heilige zu dringen: was würde er sehen? Von keinem Auge gesehene Dinge! Was würde er hören? Heilige und geweihte Worte, die niemand gehöret! Und was sprechen? Geflügelte Sprüche, die keine Zunge vor ihm wagte. — Ich will mich erklären. Wenn die Erfahrungen, die man über und in der menschlichen Seele angestellet, zu poetischen Körpern umgeschaffen würden: wenn die Muthmaßungen des Weltweisen vom Dichter, nach der ihm verliehenen Freiheit, sinnliche Gewißheit bekämen: wenn die Hypothesen zu dichterischen Fiktionen sich umbildeten: wenn jede große psychologische Wahrheit sinnliches

Leben erhielte: kurz, wenn die ganze Welt der menschlichen Seele ins Licht des poetischen Glanzes träte, dessen sie fähig ist: — welch ein Gedicht! — Wenn der Dichter die ganze Ausdehnung der menschlichen Seele ihre Höhen und Tiefen, mit seiner mächtigen Hand umspannte: wenn er zu der Größe, deren eine menschliche Seele fähig ist, sich erheben, die Stärke des Geistes umfassen, und die Güte des Herzens, wie einen pierischen Quell, kosten könnte, da seine Ideen so hoch, seine Wahrheiten so stark, und seine Empfindungen so bezaubernd wären, als der größte Geist, die stärkste Seele, das beste Herz: — und er hiezu alle Macht der Dichtkunst aufböte — wie lebhaft hat nicht schon Abbt gedacht, der doch blos beobachten, nicht schildern; der insonderheit lehren, nicht rühren wollte, der vorzüglich die Geschichte zu seiner Gehülfinn machte, da dem Dichter alles zu Befehl steht.

Der Dichter würde da anfangen, wo der Philosoph aufhöret: er würde von seiner göttlichen Höhe den ganzen dunkeln Grund der Seele überschauen, aus diesem Chaos alle die

Ideen

Ideen aufrufen, die in ihm schlummern, aus diesem Ocean alle die Gedankenschätze heben, die der Zoll der ganzen Schöpfung sind, und in ihm versenkt liegen: auf diesem ungeheuren Felde alle Leichname mit Lebensgeist beseelen, so wie dort Riesen aus der Saat des Jasons entstanden. Wenn er alle Fähigkeiten des menschlichen Geistes: die Schöpfungskraft seiner Einbildung, die Zauberquelle zu Erdichtungen, die insonderheit in den jugendlichen Zeiten der Welt so reich gewesen, die Hypothesen von der Göttlichkeit der Seele im Schlaf und Träumen, den Enthusiasmus der Leidenschaften und der Raserei, die Stärke, die sie anwenden muß, um Abstraktionen gegen die ganze sinnliche Welt, die auf sie stürmet, zu vertheidigen, ihre Feinheit in Zergliederung, und ihre Schnelligkeit in Zusammensezzung der Begriffe: ihr Nervengebäude, in Absicht des vergnügenden und moralischen Gefühls; die Macht ihrer Triebe, und alle Wirkungen ihrer Leidenschaften: die Freiheit ihrer Bestimmung, die sich über Schmerz und Plage und Tod erhebt — wenn er alle diese Seiten uns gegen-

wärtig machte, und alles, was er in der Seele siehet, selbst fühlte, und selbst in uns zu wirken wüßte; so wäre dies ein Gedicht, was alle Saiten des menschlichen Herzens treffen müßte, da Epopee und Drama nur immer eine oder wenige anrühren kann. Unsere ganze Seele würde ihm entgegen arbeiten, wenn wir theils seine ganze Seele in Aufruhr sehen, theils sein Objekt, eben auch die menschliche Seele, in aller ihrer Wirksamkeit erblickten. Wenn er sie uns, eingehüllt in die Stralen Apolls, in dem Schmuck der Dichtkunst, von Musen umgeben und von Grazien begleitet, als eine Braut des Himmels, eine zweite Eva, unsere Hälfte, entgegen führte: wie Adam würden wir auf sie zueilen, und ihrer Umarmung entgegen jauchzen: das ist Fleisch von meinem Fleisch! Das ganze sympathetische Saitengewebe unsrer Empfindungen würde in diesen Zuruf nachschallen; denn nie rührt uns das, wo wir nicht unser Bild erblicken: dies wäre der höchste und kühnste Weg über die unbetretnen Höhen der Vernunft in das Gebiet der Leidenschaften: es wäre vielleicht die größte Höhe des poetischen Genies in unsrer

Stufe der Cultur: und die originalste Ausgabe der menschlichen Seele. — Wie würde ich mich freuen, wenn etwa ein Genie, indem es dieses läse, erwachte, sich fühlte, seine Schwingen wiegte, um von ihnen den Staub der Systeme abzuschütteln, und alsdenn seinen Flug zur Sonne nähme. Eine neue Sonnenbahn würde sich alsdenn eröffnen; Zaunkönige auf seine Flügel sezzen, um ihn ruckweise zu überholen; keichend der Neid ihm nachstreben, und zurückfallen: wir aber würden, mit einem Fernglase in der Hand, ihm nachschauen, und ihn bewundern. — Sollte jemand so unglücklich seyn, zu denken, daß das Probstück, die Psychologie in Reime zu bringen, ihn so hoch bringe: der würde alsdenn die Fledermaus vorstellen, die von Nachtphilosophen, und von den schönen Geistern des Tagelichts, den Sperlingen, gleich verfolgt wird.

Wie weit hat es Akenside gebracht, da er blos eine Seite der menschlichen Seele, die Vergnügen der Einbildungskraft, besang: mit welcher Stärke besingt Young blos einige Widersprüche des menschlichen

Her=

Herzens: wie rührt Shakespear in seinen Monologen, wenn blos eine Leidenschaft kämpft: wie gefällt ein einziges Klopstockisches Gleichniß aus der menschlichen Empfindung gehoben! — Wenn nun alle Seiten, und alle Widersprüche, und alle Leidenschaften, und alle Empfindungen aufwachten, die zusammen seyn, und auf einander folgen können — welch ein schöner Aufruhr! —

3.

Von Nachahmung der lateinischen Elegien. *

Es ist eine eigne Sache mit den Elegien. Man kann nicht immer ohne Unverschämtheit fodern, daß das Publikum sich soll Klagen vorwinseln lassen. — Und wenn es vollends Klagen eines Verliebten sind! — Mir hat es immer

* Diese ganze Abhandlung, ein schätzbares Fragment zu einer Poetik, die noch zu den unbekannten Ländern gehört, ist aus den Litter. Br. Th. 13. p. 69-83. Bloß die kleinen Anmerkungen gehören mir.

immer geschienen, daß die Aufmerksamkeit, die sich die alten Dichter durch ihre verliebten Elegien erworben haben, mehr durch unsre Neugier, als durch derselben innere Kraft, hervorgebracht worden. Man ist gleichsam nach den Anekdoten eines solchen Mannes begierig, und will von seinen besondern Angelegenheiten Nachricht haben. Man betrachtet seine Elegien als einen kleinen Roman, darinn die Geliebte erst spröde, dann erweicht, dann eifersüchtig und ungetreu wird; und der Unterschied zwischen diesem Roman und den andern Romanen ist der, daß in dem letztern die Ursache dieser Erfolge weitläuftig, in der verliebten Elegie aber nur die Wirkungen, die sie auf das Gemüth des verliebten Dichters hervorgebracht haben, erzählet werden. Die Kunst des Dichters besteht nun darinn, daß er diese Wirkungen rührend und angenehm beschreibe. Und hieraus läßt sich zugleich erklären, warum dem geliebten Gegenstande eine Elegie am besten gefalle. Es ist nehmlich schmeichelhaft für ihn, Wirkungen beschrieben zu sehen, davon er ganz allein die Ursache ist. Andre Leser, deren Eigenliebe

nicht

nicht so gut ins Spiel gebracht wird, werden vielleicht gar darüber aufgebracht, wenigstens des Lesens überdrüßig, weil der Verstand bei der Erforschung der Ursach und ihrer Verbindung mit den Wirkungen gar nichts zu schaffen hat *.

Die meisten Dichter scheinen den Begriff der Elegien allzusehr eingeschränkt zu haben **. Man könnte sie überhaupt erklären, als die sinnlich vollkommene Beschreibung unsrer vermischten Empfindungen. Was sie mit andern Gedichten gemein hat, ist das sinnlich vollkommene: der Gegenstand nur, den sie bear=

* Alles dies dachte ich auch bei der Mad. Klopstock hinterlassenen Schriften; und demohngeachtet träumte ich sie so angenehm durch, weil überall das Gewand des Außerordentlichen und Empfindungsvollen mich aufmerksam machte: ich las sie, nicht wie ein Jüngling an der Brautkammer der Verliebten lauscht, sondern wie ein Fremder, der als Freund in das Haus eines Ehepaares geführt wird, das er aus Hochachtung zu sehen wünschte. Wie verschieden ist das Denkmal, das ein K. und ein Gottsched seiner Gattinn aufrichtet.

** So wie man auch den Begriff der Ode, wie ich glaube, immer zu sehr einschränkt.

bearbeitet, unterscheidet sie von den übrigen Arten. Ich habe dazu die vermischten Empfindungen * angegeben; und glaube, so viel ich jetzt sehe, Recht zu haben. Die reinen, oder richtiger, die merklich reinen Empfindungen der Lust, gehören, so wie ihr Gegentheil, wenn sie die Seele nicht ganz übermannet, und ihr zum Ausdruck gleichsam den Athem benommen haben, für die Ode. Alle Arten der Empfindungen und Handlungen, die in einem Gesellschaftlichen, das weder Zwang noch Verbrechen kennet, entstehen, gehören für das Schäfergedicht; wenn die elegischen Dichter sich hieran erinnert hätten: so würden sie einem der gewöhnlichsten Vorwürfe, daß sie nehmlich unnatürlich werden, entgangen seyn. Allerdings ist es widersinnisch, bei einem großen Schmerzen sich geschwätzig zu zeigen. Wenn dieser die Seele auf einmal an allen Orten angreift, wenn ihre Kräfte durch den plötzlichen Anstoß niedergerissen werden, und der Schmerz sie also

gleich

* Von denen man in der Rhapsodie des Verf. der Phil. Schr. Th. 2. scharfsinnige Gedanken findet.

gleich den Fluthen des Meeres überschwemmet: so sind alle ihre schöne Auswüchse von angenehmen Bildern, alle Früchte nützlicher Ueberlegungen auf einmal verdecket *. Man erblickt nichts, als eine traurige Fläche, und hört nichts, als das wilde Rauschen der Wehmuth. Es gibt Seelen, welche besser verwahrt,

* Hieraus glaube ich, geht man der Frage entgegen, die unter einigen neuen Kunstrichtern, bald verneint, bald bejahet ist: ob die Ode wahre Empfindung, oder Nachahmung sey? Spielt man nicht mit der ganzen Frage: so muß man theilen, und fragen: ist die Ode ein wirklicher Ausbruch von Leidenschaft und Empfindung? unmöglich, wenn ich eine Ode nach der gewöhnlichen Bedeutung verstehe, so ist sie schon immer künstliche Sprache. Kann die Ode ein poetischer Ausdruck einer wahren Empfindung seyn? Ja, und billig sollte sie es durchaus seyn. Kann der poetische Ausdruck einer wahren Empfindung Nachahmung heißen? Meinetwegen! nur den poetischen Ausdruck betrift das Nachahmende allein; die Empfindung bleibt die wahre, nur sie ist schon so gelindert, daß die Einbildungskraft gleichsam ihren natürlichen Ausdruck in einen Ausdruck der Kunst überträgt.

wahrt, und gleichsam mit frischen Dämmen umgeben sind: an diese prallen die Wellen an und zerschellen. Diese Seelen brechen bei einem großen Schmerz nicht in Klagen: sondern in Rechtfertigungen, in Vorwürfe, in Drohungen, in unerwartete Entschlüsse aus. Ein solcher Schmerz zeigt sich im Trauerspiele; er kann aber auch in der Ode vorgestellt werden. Von der Empfindung der Lust lassen sich eben die Anmerkungen machen. Dem elegischen Dichter bleiben also nur Empfindungen übrig, die durch die gegenseitigen schon gemildert sind: Empfindungen, die in der Seele nach und nach entstehen, nicht im Sturm der heftigen Leidenschaft; sondern wenn sie dieselben erhält: so ists bei ihr öfters nur

— ein Frühlingstag,
der durch ein Wölkchen lacht.

Es versteht sich, daß es dabei auch auf die Verschiedenheit der Seelen selbst ankomme.

Die vermischten Empfindungen können entweder * aus der Betrachtung des menschlichen

* Von hier fängt, wie ich glaube, die wahre Abhandlung an, da das vorige, wie fern sich

lichen Zustandes überhaupt, oder dieser und jener Gesellschaft eines besondern Standes, einer einzelnen Person entstehen, und bei der letztern werden die verschiedenen Zustände in Erwegung gezogen, die dergleichen Empfindungen nothwendig hervorbringen müssen. Der Satyrenschreiber betrachtet auch den Zustand der Menschen überhaupt, bricht zuweilen in eine bittre Klage aus: aber diese Klage entwischt ihm nur aus Ungeduld, wenn er die Ungereimtheiten so gehäuft sieht, daß fast alle Hülfsmittel dagegen mangeln. Der elegische Dichter hingegen überläßt sich mehr einer mitleidigen und jammernden Empfindung. Das Elend, das er vor sich sieht, rührt ihn bis zur Klage, ohne daß er es untersucht, wo die Ursachen dazu liegen, und da die Gegenstände nicht nahe gnug sind, um sein Mitleiden in eine ganz unangenehme Empfindung zu erhöhen: so genießt

er

Elegie von den andern Gedichtarten psychologisch und aus der Natur der Seele unterscheidet, sich nicht eben über alle Einwendungen erheben möchte.

er des Vergnügens, das ihm die Mäßigung desselben darreicht *.

P 2 Wenn

* Daß Elegien über den Zustand der Menschen überhaupt, möglich sind — wer wird das läugnen, der es zugibt, daß es leider! zu viel Uebel gibt, welche die Menschheit drücken und Klagen erpressen können — Aber daß diese Klagen nicht so oft in Elegien zerfließen, daß eine so allgemeine und philosophische Elegie so ungebraucht ist — woher mag dies kommen? Wenn ich recht rathe, so bestimme ich zugleich diese Art der Elegien besser, oder vielmehr, ich schränke sie ein! Zuerst: Betrachtungen über das Elend des ganzen menschlichen Zustandes gränzen zu sehr in das Gebiet des philosophischen Gedichts, um blos Elegie zu werden. Das Elend des ganzen menschlichen Geschlechts liegt blos im Einzeln vor uns: klagen wir über diese einzelnen Fußstapfen: so ists nicht mehr die Elegie über das allgemeine Elend, die der Verf. vorzeichnet. Soll diese letztere würklich werden: so ists beinahe unmöglich, „zu klagen, „ohne daß man untersucht, wo die Ursachen „dazu liegen.„ Der allgemeine Gegenstand kann nicht anders in unsrer Seele lebendig werden, als durch ein abgezognes Bild. Dieses kann sich uns nicht ganz darstellen, ohne

daß

Wenn die Schicksale einer besondern Gesellschaft dergleichen Empfindungen erregen sollen;

daß die Ursachen gleichsam die einzeln Züge vereinigen — und so wird ein philosophisches Gedicht daraus, das zwar in einzelnen Tönen elegisch wird, (wie in vielen Stücken unsrer philosophischen Dichter,) aber nicht den Hauptton der Elegie annehmen kann, weil dieser dem Gegenstande nach fremde ist. Und er ists auch zweitens nach der Würkung, die der Gegenstand auf uns macht. Ich sezze zum Voraus, daß er unsern Empfindungen nahe gnug liege, denn sonst kann die Poesie bildervoll und tiefsinnig, aber ganz und gar nicht elegisch werden. Ich nehme an, daß er in dem Gesichtspunkt betrachtet werde, daß er uns intereßirt, daß er auf unser Herz würkt: — was wird geschehen? Voll Gefühl über die Unvollkommenheiten der Menschheit wird der Dichter in Klagen ausbrechen, die eher ein tragisches Selbstgespräch als Elegie werden: so sind die rührenden Selbstgespräche Hamlets, die nicht eigentlich voll Leidenschaft, sondern als Ausbrüche einer düstern Laune zu betrachten sind. Ich müßte die ganze dritte Scene: Oh that this too too solid flesh would melt u. s. w. die das Selbstgespräch, da ihm der Geist erschienen,

sollen; so müssen wir eine besondre Neigung für dieselbe haben: sie betreffen alsdenn ent-

schienen, und welches mit dem Denkwort: remember thee, so launisch spielt: der rührende Kampf mit sich, ob er seyn, oder nicht seyn soll, und das darauf folgende Gespräch mit der Ophelia, seine Unzufriedenheit mit sich, bei Gelegenheit des Fortimbras, seine vertrauten Unterredungen mit Horatio, seine Betrachtungen über die Hirnschädeln am Grabe, kurz, seine misanthropische Gesinnungen, die er lebend und sterbend äußert, hersetzen: sie sind über den Zustand der Menschheit; sie sind nicht Satyre, wenn ich das Gespräch mit der Ophelia ausnehme: sie sind nicht schlagende Donner der Ode: sondern von fern her dumpf murmelnde Gewitterwolken — aber doch nicht Elegien. Denn solche Klagen über das Allgemeine müssen doch durch einzelne Vorfälle veranlaßt werden, und da erheben sie sich immer eher zu einem Tone, der unzufrieden mit sich, oder der Welt, jetzt mit seinem Selbst, und jetzt mit dem Schicksal hadert. Oder wem das Verderben, und die Sünde als Mutter des Elends; erscheint, (denn wer kann die eine sehen, ohne Widerwillen an die andre zu denken): so wirft sich der klagende

weder unser Vaterland, oder unsre Geburtsstadt, oder das Land unsrer Vorfahren, oder sonst

Dichter, der jetzt die Geißel des Satyrs verachtet, auf diese Furie mit dem Grimme der schäumenden Pythisse. Er sieht die Erde rings um sich, als ein weites Grabmaal, entweiht, von Verbrechen rauchend, von Brüderblut und Frevel bedeckt, von einer giftigen schwarzen Atmosphäre umflossen, ein großer Garten voll Unkraut, und giftiger vielklauichten Plagethiere, die unter demselben kriechen, eine Einöde, wo die Sonne, wie Apoll unter den Griechen, mit jedem feurigen Stral einen Pfeil des Verderbens sendet, wo das Geschrei der Laster die hinüberziehenden Donnerwolken herunterzieht, daß sie treffen — Bei diesem Elende wirft der Dichter seine thränende sanftwimmernde Leyer weg, sein Helikon wird ein Ebal des Fluchs: seine Klagen werden so schwere Lieder, wie die Lasten der prophetischen Weißaagungen im alten Testament, wie die Klagen Youngs an verschiednen Orten, wie die Strafoden z. E. das Ende der dritten horazischen: audax omnia perpeti u. s. w. — Kurz! die Aussicht über das allgemeine Elend ist entweder zu kalt, um Elegien zu weinen; oder sie wird von einzelnem Elende erzeugt, und unterhalten, und der Schmerz muß

sonst ein Volk, für welches wir besonders eingenommen sind. Wenn also ein Krieg das Vaterland verwüstet, die Wuth der Feinde eine Vaterstadt in die Asche legt; Länder, wo die Musen sonst gewohnt haben, durch Barbarei entheiligt sind: so können dergleichen Empfindungen entstehen; nur muß die

muß wahrhaftig mehr als elegisch seyn, der von mir Klagen über das allgemeine Elend erpreßt, der es mich als Unglück fühlen läßt, daß ich ein Mensch und der Mitbürger in einem Thale voll Thränen bin. Daher ist diese Elegie selten; aber nicht unmöglich, wenn ich einen mittlern Standpunkt annehme, wo mich nicht mein Unglück über den allgemeinen Jammer klagen lehrt; noch auch meine Betrachtung stoische Aussicht ist, und dieser Standpunkt ist — das Unglück anderer. So kann bei der Wiege eines Neugebohrnen, und an dem Sarge eines Junggestorbnen eine Elegie angestimmt werden, wie ohngefähr das Geburtslied und Grablied unsres Kleists ist: so kann vor dem Anblick eines Hospitals voll Armen, und Abgelebten, eines Schlachtfeldes voller Leichen und Sterbenden, eines Lazarethes voller Kranken ꝛc. eine Elegie Thränen weinen, die die Ehre der Menschlichkeit sind.

Zeit den Bildern ihre allzugroße Lebhaftigkeit geraubt haben: die schwarzen Formen müssen nicht mehr so gedrängt stehen, daß die Erinnerung nicht zugleich einige angenehme dazwischen stellen könnte. Eine Mutter, die ihr einziges Kind verloren hat, sieht in den ersten Tagen nichts vor sich, als den erblaßten Leichnam, nichts als eine Zukunft ohne Trost, ein Alter ohne Stütze, Hoffnungen, die vergangen sind, Feinde, die sich freuen, und ist betäubt ohne Sprache, ohne Thränen: — so bald sie sich erst wider erinnert, wie viel Witz ihr Kind schon gezeigt habe, was für lebhafte Antworten es gegeben, wie artig es sich schon in Gesellschaften bezeiget: so löset sich der Schmerz in Thränen auf: die Empfindung wird vermischt und zur Elegie weich genug *. Zu dieser Gattung gehört der 137te Psalm

* Von der Elegie über die Schicksale einer besondern Gesellschaft gelten beinahe die vorigen Einschränkungen, damit sie weder prachtvolle aber empfindungslose Malereien, noch Ausrüfe eines patriotischen Enthusiasmus werden. Von dem ersten sieht man bei jedem öffentlichen Unglück einer Stadt und eines Lan-

Psalm in dem Kirchenliede: „An Wasser„flüssen Babylons,„ den auch der Aufseher nach Sidneys Uebersezzung gegeben hat. Die Klagelieder Jeremiä werden ohne mein Erinnern hieher gerechnet werden.

Landes leider! nur zu oft Spuren: so daß, wenn alle Götter ihren Zorn wider Stadt und Land ausgeleeret, man es für die lezte Zornschale anzusehen hat, wenn nachher Apoll elende Dichter weckt, die unser Schrecken und Wehmuth in Ekel zu verwandeln wissen, oder uns durch ihre Schilderungen, statt eine elegische Thräne abzulocken, einen sanften Schlummer zutröpfeln, und den dunkelgrauen Mantel des Schlafs, (wie Sancho Pansa sich ausdruckt) über unser Antlitz leise und tröstlich verbreiten, daß wir die Scenen des Jammers nicht mehr sehen. — Auf der andern Seite stehen die begeisterten Oden über öffentliche Trauerfälle von Patrioten gesungen: sie mögen strafen, oder lehren. So hat vielleicht Alcäus gesungen: so singt Horaz zum römischen Volk über das Verderben Roms, in der 6ten Ode des 3ten Buchs, die uns Hagedorn übersezzt, und insonderheit in der prächtigen siebenten und 16ten Epode: so sind Uz Oden an Deutschland, die dritte, neunte

Die besondern Stände unter den Menschen können auch zu solchen Empfindungen Anlaß geben; besonders denjenigen, welchen eine Art von Ungerechtigkeit von den Gegenseitigen wiederfährt. Die Elegie auf dem Gottesacker in einem Dorfe, welche Dodsley in London bekannt gemacht hat *, ist hierin ein

Meister-

und 14te in der neuen Ausgabe der Klotzischen Gedichte, und wie mich dünkt, ganze Bücher von den Gedichten mittlerer lat. Dichter. Die Elegie steht mitten inne, und die Klaglieder Jeremiä und andre Stücke der Propheten sind in dieser Gattung die besten Beispiele, die ich kenne.

* Ich glaube, sie in einem Theile der Erweiterungen übersezzt gelesen zu haben; allein wie weit stärkern Eindruck empfand ich, da ich sie in den Dodsleyischen Sammlungen an der Seite eines Freundes las, der mit mir die stille Stärke im Ausdruck des Originals empfand! Vielleicht werden viele mit mir wünschen, daß ein Ebert oder Meinhard aus diesen Sammlungen einige der vortreflichsten Gedichte uns mittheilte, unter denen mir jetzt vorzüglich einige schöne Stücke von Dyer im Andenken schweben, mit denen uns die Briefe zur Bildung des Geschmacks nicht bekannt gemacht haben.

Meisterstück. Dieses Dichters Empfindungen entstehen aus der Betrachtung, daß mancher brauchbare Mann, manches Genie, das auf einem höhern Posten einen lichten Glanz, erquickende Wärme rings um sich würde verbreitet haben, auf diesem Gottesacker unbekannt und unerwähnt liege. Weil ich jetzt dies Muster in Gedanken habe; so will ich so gleich ein paar Anmerkungen, die ich dabei machen kann, hier mit nehmen.

Zeit, Ort und Umstände sind dem elegischen Dichter nicht ganz einerlei. Die Stunden, darum der einsame Vogel der Nacht aus seinem philosophischen Schlummer sich erhebt, und durch das mitternächtliche Echo seinen Flug ankündigen läßt, sind für ihn am bequemsten. Nicht allemal muß es eben ein Gottesacker auf dem Lande * seyn, ob ich gleich

* Mir fällt hiebei einer der besten Gellertschen Briefe ein, der seine Gedanken auf einem Landkirchhofe erzählet. — Ich glaube, daß eben so Zeit, Ort und Umstände dem Leser der Elegien nicht ganz einerlei sind. Nie habe ich Youngs Klagen und Creuzens Gräber mit so gleichgestimmten Ton der Seele gelesen, als

gleich gestehe, daß zu der von dem Engelländer ausgeführten Materie nicht leicht ein glücklicherer Ort hätte erwählet werden können. Aber Einsamkeit muß immer herrschen; die Lage selbst muß solche vermischte Empfindungen erwecken können. Daher sind einsame Zellen und Creuzgänge, wo Eloise ihre Briefe geschrieben: Ufer, wo ein Strom traurig dahinrauscht, (wo der israelitische Dichter seine Elegie verfertiget,) Wälder *,

Felsen,

als in einigen Sommernächten, unter einem bestirnten Himmel, in der schweigenden Laube eines Gärtchen, das an einen Kirchhof stieß, wo alte heilige Linden, vom Hauche der Nacht beseelt, Schauder in die Seele rauschten, und aus den etwas entferntern Trümmern eines sinkenden ritterlichen Schlosses, und aus ihren Wohnungen im alten gothischen Kirchthurme die philosophische Eule ihre hole Accente manchmal darunter sties — Alsdenn findet man sich in einer Lage, da die Stürme von Gedanken herabbrausen und ruhn, und die Seele wird stille, wie eine stille See in der Sommernacht, und hört gleichsam die Stimmen aus den Gräbern der Todten, und präget sie in ihr Innerstes.

* Wem fällt hier nicht jener hallersche Eingang zu seinem Gedicht über die Ewigkeit ein, wo

er

Felsen, wo die Aussicht und Stille in der Seele die Vorstellung der Gefahr und das Bewußtseyn der Sicherheit wechselsweise hervorbringen, meistens dazu erwählt worden. Ein einsames Zimmer * kann aber auch dazu dienen;

er uns in dunkle Wälder, an rauschende Flüsse, in ein einsames Gehölz, in hole Felsen führt, plötzlich den Schatten seines Freundes vor unsern verwirrten Blick stellet, seine letzten Worte und das unbekannte Gebiet der Ewigkeit in unsre Seele leitet — und jetzt in dieser ehrwürdigen Fassung unsern Geist erwischt. Dies ist das Kunststück, das der Genfische Bürger vorzüglich gebraucht, um seine Lehren einzudrucken, und der gute Savoyische Vikar würde seinen Schüler oft Jähnen gemacht haben, wenn nicht ihre Situation so lebhaft vorbereitete.

* Nur nicht die einsame Stube eines Poeten, drey Treppen hoch, unter dem offnen Dach, bei zerschlagnen Fensterscheiben, wo Schnee und Kälte durchzeucht, weil hier so viel satyrische Nebenzüge sich aus den Dichtern und witzigen Köpfen mit in unsre Seele stehlen. — Indessen hat der Verfasser des Drama: das Gemälde der Dürftigkeit sich einiger dieser Züge glücklich zu bedienen gewußt.

dienen; besonders wenn noch äußere Dinge dazu kommen, von denen die Seele etwas leidet. Ein trüber Himmel, ein aufsteigendes Gewitter, rauschende Winde *, zitternde Fenster, eine Leiche, die vorübergetragen wird, das Geläute der Sterbeglocken, eine Trauermusik **. — Ja, wenn von dergleichen

* Das Klopstockische Stück im nordischen Aufseher (Th. 2. St. 94.) das seine Empfindungen aus einigen rührenden Naturscenen nimmt, drängt sich immer an ein gefühlvolles Herz, das auf diese Nuancen Acht hat, und etwas anders sucht, als Malereien oder Non-sens von geistlichen Empfindungen.

** Die brittische Trauerspiele haben sich solcher äußern Mittel der Rührung sehr bedienet, wie einem jeden das Grab und der Leichenzug im Hamlet, die Todtenglocke und Ausführung zum Gericht im Kaufmann von London, und dergl. beifallen. In den Trauerspielen des Rowe soll dieses Aeußere den Mangel des Innern rührenden ersetzen. — In vielen Gegenden wird der Sterbenstag des Erlösers durch solche Zeichen ehrwürdig gemacht, und vielleicht ists solchen frühen Eindrücken zuzuschreiben, daß ich in einer Stadt unter dem gemeinen Manne die herrschende Meinung gefunden,

chen Umständen mehrere auf einmal zusammenkommen: so kann die Seele auch in der größesten Versammlung in diesen Zustand der vermischten Empfindungen gesetzt werden. Man muß sich aber hüten, alle diese äußre Sachen so schwarz zu machen, daß dadurch eher Schrecken, als süße Melancholey, in der Seele entstehen würde. So würde es widersinnisch seyn, wenn jemand an einem Ort, wo er sich würklich vor Gespenstern fürchtet, eine Elegie machen wollte. Die Schildwache im Hammlet war gewiß nicht dazu aufgelegt. Die Seele wird alsdenn von einer ganz unangenehmen Empfindung, dem Schrecken, bemeistert.

Alle diese Regeln leiden einige Abänderungen *, wenn die vermischten Empfindungen aus

funden, daß von den Zeiten ihrer Väter und Urväter her, dieser Tag traure, der Himmel meistens voll dunkler Wolken sey, und in den Sterbestunden gegen Abend eine Stille zu herrschen pflege, die diesem Tage den Namen: stiller Freitag gegeben. —

* Warum leiden sie Abänderungen? weil der Verf. in der Parenthese von Zeit, Ort und Umstän-

aus der Betrachtung unsres eignen Zustandes * entstehen. Natürliches oder von der Ein-

Umständen sich von dem Elegischklagenden auf das Schreckhaftrührende zu weit eingelassen. So sehr die Empfindungen von Mitleiden, Schrecken, Zorn, Furcht u. s. w. in einander zusammen fliessen: so muß doch in der Elegie das sanfte Gefühl, nicht aber Schauder der herrschende Ton seyn. Indessen als Vorbereitung und Nebensache betrachtet: hilft eins dem andern, und ich bin dem Verfasser auf seinem Spatziergange unbekümmert nachgeschlichen.

* Dies ist die Residenz der Elegie, und alles vorige wird blos dadurch das Gebiet der Elegie: so fern es sich unserm Selbst nähert, so fern wir Antheil daran nehmen. Fehlt diese Beziehung auf uns selbst: so kann die Elegie ein schönes Exercitium stili werden; aber nie ein Meisterstück. Und hat man nicht Elegien gnug, die offenbar in fremden Namen sind? — Du darfst nicht rathen, mein Leser! siehe die Heldenbriefe an, die Ovid in Gang gebracht: ein Dichter, der in mehr als einer Absicht mit der Poesie gespielt hat. Betrachte diese Heroiden als rührende Situationen: so sind sie eine dramatische Uebung, die für junge Dichter nützlich seyn können: aber höher stelle sie

Einbildung geschaffenes Unglück kann alsdenn in der Elegie angetroffen werden. Mitleiden mit uns selbst oder mit einem andern kann darinn herrschen. Es würde überflüßig seyn, alle

sie nicht, als unter Uebungen, denn sie borgen fremde Situationen und leyern im Ganzen ungefühlte Empfindungen, und zeichnen ungesehene Charaktere. Sie rauben also der Dichtkunst alle ihre Würde, eine Dollmetscherinn unsrer selbst zu seyn, wie sie es bei den Alten war, und verpachten unsre Talente in fremde Zeiten, Umstände und Personen. Dadurch gewöhnet man sich an jene erkünstelte Sprache der Leidenschaften, die mit Worten spielt, mit erdichteten Sentiments um sich wirft, und sich übt, von beiden Seiten Linsen durch ein Nadelöhr zu werfen. Wird aber so gar dieser Geschmack an Heroiden der herrschende Geschmack einer Nation und einer Zeit: so verfällt man auf unwichtige Situationen, auf spielenden Witz, und zeichnet aus fernen Zeiten nach dem Geschmack seiner Nation Charaktere, die von Herzen schief, und nach aller Kunst albern sind. Sollte man dies nicht von der jetzt in Frankreich herrschenden Mode sagen, wo man schon den Adam an die Eva, und Kain an Mehala, und Philomele an Procris, und Procris an Philomele u. s. w.

alle verschiedne Fälle aus einander zu sezzen. Die verliebten Klagen * gehören zu dieser Gattung, und fast scheint es, daß außer diesen

hat, und nächstens die Sonne an den Mond, und den lieben Mond an die liebe Sonne wird schreiben lassen. Daß viele unter ihnen nicht schöne Stellen haben, wer wollte das läugnen, der z. E. Dorats Poesie kennet; aber daß alle seine Nachahmer schön, daß dieses Feld einer Hauptbeschäftigung würdig sey, daß das Gedichte dieser Art vorzüglich nutzbar seyn, wer wollte das behaupten!

* Woher sind diese so allgemein für den einzigen Gegenstand der Elegie gehalten? Rathe ich recht, so möchten drei Ursachen seyn. Zuerst die lieben Alten, z. E. Ovid, Tibull und Properz haben sich meistens in diese Gattung eingeschränket, und ihr Beispiel hat meistens Regel abgeben müssen. — Ferner die verliebte Empfindung ist der Elegie am paßlichsten: das stille Feuer in ihr, das selten stürmende Leidenschaft wird; aber desto mehr durch die Glieder schleicht, wie die Sappho in ihrem zweiten ασματι aus Erfahrung singet, und Kleist seine Phyllis an Damon singen läßt; diese stille Glut erhält sich am besten in dem Maasse, das die Elegie fodert. Drittens ist auch kein Misvergnügen uns so angenehm, als die verliebte

diesen und den Todesfällen die meisten keinen andern Gegenstand der Elegie kennen *. Ich will nur noch dieses anmerken. Auch ohne

liebte Traurigkeit. Wenn ein andrer Schmerz bis zum Verdruß, ein andrer Verlust bis zur Verzweiflung, ein andrer Zorn bis zur Feindschaft, ein andres Schrecken bis zum Entsetzlichen, ein andrer Unwille bis zum Ekel übergeht: so unterhält uns der verliebte Schmerz noch mit Annehmlichkeit: der verliebte Verlust macht uns nicht untröstlich: der verliebte Zorn ist ein kleines Wölkchen in der Morgenröthe, der verliebte Schrecken läßt uns die Zunge zu sprechen, und die Hand zu schreiben frei: der verliebte Unwille wird erneuerte Liebe. Daher fließt diese bittersüße Empfindung in jene hinkende Verse aus, die halb sich, halb den andern rechtfertigt, hasset, liebet und ergötzet.

* Hier kommen die Elegien über Thiere, oder leblose Sachen, die uns lieb gewesen, zu stehen: Catulls Liedchen auf den Tod seines Sperlings, und Gleims sterbende Nachtigall, der Mad. Karschinn Klagen über einen Canarienvogel u. s. w. Obgleich die Zeit ziemlich vergangen, da die Helden Homers mit ihren Pferden sprechen, und diese über den Tod ihrer Herren, „erstarret stehen, wie ein „Leichenstein über dem Grabe eines verstorb„nen

das Zuthun äußerer Zufälle kann jeder zuweilen in die Gemüthsverfassung etwa bei einem einsamen Spatziergange gesezzt werden, daß er sein ganzes Leben zusammenrechnet, das Gute und Böse darinn überdenkt, und sich denen daraus entstehenden Empfindungen überläßt. Mit einem Worte, die Seele muß sich in der Gelassenheit befinden, wo ihr weder die bittre Thräne des Leides ausgepresset, noch der tiefe Seufzer der Angst entrissen, noch das röchelnde Schluchzen der Wehmuth abgezwungen wird. Wenn ja die Thränen fließen: so mögen sie so milde fließen, und wenn

„nen Menschen, die, da sie die Häupter sin„ken lassen, und heiße Thränen fließen ihnen „unter Seufzern über die Wangen zur Erde „nieder: und die schöne Mähne sinkt aus den „Locken herab, und wälzt sich im Staube:„ Ich sage, ob diese Zeit, da sich Thiere und Menschen noch mehr kannten und verstanden und liebten, ziemlich vorbei ist: so dörfte doch eine Elegie auf ein treues und geliebtes Thier oft verdienter und herzlicher seyn, als manches stattliche Trauergedicht auf einen Jost: ich nehme an, daß jenes und dieses nicht Satyre ist.

wenn Seufzer gehört werden: so mögen sie milde fließen, und wenn Seufzer gehört werden: so mögen sie uns zum sanften Mitleid stimmen, und nicht zur Bangigkeit quälen.

Die Gedanken nun selbst müssen der Würde der Empfindungen angemessen * seyn. Es wird dabei ein Geist vorausgesezzt, der sich weder durch den Verlust eines schlechten Gutes dahin reißen läßt, noch auch jedem Verlust frisch widersteht. Folglich werden die erhabnen Gedanken ** aus der Elegie weg-

* Oder vielmehr der Weisheit der Empfindungen. Hiezu gehört, daß er sich ganz mit seinem Gegenstande beschäftige, doch so, daß ich ihn nicht mit einem feurigen unverwandten Blicke ansehe, wie in der Ode, sondern mit einem nassen thränenden Auge, das auf seine verschiedne Seiten irret, und die genoßnen Zeiten, die Gegenwart und die Zukunft mit matten suchenden Blicken durchwandert, — Hiezu gehört zweitens, daß er den Gegenstand nie anders, als in Beziehung auf sich, betrachtet: dies ist insonderheit das Zeichen der wahren Empfindung; dies rührt, und ist statt aller beobachteten Regeln.

** Wohl kann sich unter die reichen Empfindungen hin und wieder ein Gedanke mischen, in dem

wegbleiben. Da die Seele ferner in einer Art von Erschaffung ist: so ist ein geschärfter Witz, das Epigrammatische, das allzuweit-
herge-

dem eine starke Empfindung eingehüllet liegt. Nichts aber ist der Elegie so entgegen, als der geschraubte Witz. Eine von Thränen erschlaffete Saite tönt nicht hell, und macht keine Bockstriller. Da man das Nervengebäude der Empfindung sehr treffend mit einem Saitenspiel vergleichen kann: so merke ich hier an, daß wie eine Saite blos mit einer gleichgestimmten harmonisch tönet: so fodert das Wimmern der Elegie gleichsam einen Leser von gleichem Ton der Seele. Weil nun ganz gleiche Bildungen der Seele eben so unmöglich und selten sind, als völlig gleiche Gestalten des Gesichts: — welche eigne Dreustigkeit gehört dazu, das ganze Publikum für einen Abdruck seiner Seele anzusehen, und jedem Fremden den sympathetischen Zug zuzutrauen, ohne den unsre Klagen ihm langweilig, ekelhaft, oder lächerlich werden können. Wenn man es bedenkt: daß wir zwar im Denken uns einander so ziemlich ähnlich, aber im Empfinden gewaltig verschieden sind: so muß ich dem Troste jenes Autors fast recht geben, der zu sich sagte: „ich bin mein eigner, einziger und „bester Leser!„

hergesuchte in der Elegie unnatürlich. Hingegen finden Vergleichungen, kleine Geschichte, Fabeln darinn ihren Platz. Denn die Einbildungskraft ist bei einem solchen Zustande der Seele fast allein beschäftiget *. Sie sucht also alle vergesellschaftete Bilder auf, die mit ihrer herrschenden Empfindung übereinstimmen, um entweder sich dadurch zu

 trösten,

* Ich kann hierinn die Elegie nicht besser als mit einem Traume vergleichen: diese Vergleichung sagt vielleicht viel. Die ganze Bilderreihe, die vor ihrem Auge vorbeistreichet, ist in einen heiligen Schleyer halb verhüllt, der das dunkle Gewand der Traumgesichte zu seyn pflegt: sie ist an sich verbunden, so wie die Folgen der nächtlichen Gedanken, nur das Band ist nicht so regelmäßig und sichtbar, als im Wachen: dazu kömmt, daß in der Elegie, so wie im Traume, Einbildungskraft und Gegenwart zusammengemischt wird, und hieher gehört jetzt die vorige Einschaltung mit, wie viel Macht, Zeit, Ort und Umstände in die Elegie sich eindrängen, nicht blos Gedanken nähren, sondern auch erzeugen, die sich alsdenn unter die andren hinstellen, anschließen, und gleichsam elegisch werden.

trösten, oder noch mehr zu betrüben *. Sie bleibt öfters bei einem einzigen Gedanken stehen und wiederholt ihn; ja macht unmittelbar die Anwendung auf sich. Daher kömmt die Wiederholung einerlei Worte am Ende des vorhergehenden, und im Anfange des folgenden Verses, welche die Elegiendichter öfters so glücklich anbringen **.

Alle

* So wie jede Leidenschaft sich der ganzen Welt mittheilen will: so sucht auch die Betrübniß überall Zeugen und Begleiterinnen ihres Schmerzes; sie will sich nicht widersprechen lassen, und tröstet sich, wenn man ihr Recht gibt.

** So bald diese Wiederholungen regelmäßig, und bei dem diesem Regelmäßig noch dazu schleppend, eintönig und leer werden: so ermüden sie, wie z. E. die Elegie Daphnis und Daphne in der Sammlung verm. Schr. — So verwirft auch die Elegie oft den Perioden, heftet sich auf ein Wort, das sie wiederholt, und sich recht vors Auge stellet: hierinn ist sonst Klopstock sehr glücklich, nur in dem Trauergesange Davids um Jonathan, den zwei Sänger seinem Salomo singen, und wie ich glaube, in seiner neuern Elegie: Rothschilds Gräber sind einige Versetzungen zu gezwun=

Alle Gedanken, die ins Groteske fallen *, allzuhäufige O und Ach und Weh! Verwünschungen, die Abscheu erregen, zu heftige Betheurungen seines Schmerzes tödten die Elegie. Die erstern erwecken Gelächter; die andern sind entweder Zeichen einer allzuheftigen Traurigkeit, oder eines gänzlichen Mangels der Empfindung, die dritten bedeuten mehr Wuth und Kummer, und die letztern sind entweder verdächtig oder überflüßig. Die Traurigkeit muß sich durch die Reihe von Gedanken, auf die der Dichter verfällt, an den Tag legen. Vor allen Dingen muß der elegische Dichter die kleinsten Umstände **,

gezwungen, einige Wiederholungen zu todt, und manches O und Ach! ein Asteriscus, der da sagt: hier ist zu gähnen!

* Wenn jener Elegiensänger dem, der nicht mit ihm weint, den Cypressenstrauch ins Gesicht werfen will: so muß man sich vor ihm hüten, weil, wenn unsre Augen sich thränend schliessen, und unsre Thränen ihm nur nicht kugelrund gnug sind, wir nicht vor einem Wurf sicher seyn möchten.

** Man erinnere sich hier an das Lied unter Langens Gedichten, da alles ein Zeuge vom Ver-

die mit ſeinem Gegenſtande verwandt geweſen, ſammlen und anführen. Dieſes zeigt, daß ſeine Einbildungskraft ganz damit angefüllt ſey, und nicht das Geringſte habe verloren gehen laſſen.

Der Ausdruck wird ſo wenig als möglich prächtig ſeyn dörfen. Reinlich und auch zierlich — ſine ſqualore aber auch auro absque ac gemmis. Je natürlicher dieſe Empfindung iſt, je weniger ſind die Worte geſucht. Ich will eine kleine engliſche Elegie herſetzen, die ich irgendwo in Muſik geſezzt geſehen habe: es iſt die Anrede eines Mädchens an ihren Geliebten:

Gentle Youth, o, tell me why
Tears are ſtarting from my eye;
When each night from You I part
Why the ſigh, that rends my heart?
Gentle Youth, o, tell me true,
Is it then the ſame with you?

Die

Verluſte wird, und jeder Umſtand das Bild des Freundes zurückbringt.

Die Naivetät, welche hier herrscht, hat einen ganz ungeputzten Ausdruck erwählet; und glücklich! — Wenn nur das Aeußerste auf beiden Seiten vermischt wäre: so wird die Verschiedenheit der Materie den Ausdruck an die Hand geben.

Die verliebten Elegien * sind für die wenigsten Leser. Wenn es ein dritter schon überdrüßig wird, dem Gespräche zweier Verliebten zuzuhören: was für eine Dreustigkeit gehört nicht dazu, ein ganzes Publikum in die Gesellschaft zu bringen? Ueberhaupt sind die Elegien eben nicht die Gedichte, die

* Eins der schönsten Klagegedichte in dieser Art ist das Gleimische: Mich, o Doris, willst du hassen ꝛc. Uebrigens gefällt es mir, daß der Kunstrichter die Elegie in kein eigensinniges Sylbenmaaß einkerkert: es kann elegische Oden in vielerlei Sylbenmaaß, elegische Eklogen u. s. w. geben, nur wenn einige das förmliche elegische Sylbenmaaß erwählt: so ist der Pentameter, der freilich zu elegischen Wiederholungen gebildet zu seyn scheint, mir immer im Deutschen noch sehr hart und gezwungen vorgekommen. —

die man zu allen Zeiten lesen kann. Es wäre zu wünschen, daß die Dichter auch daran dächten *.

4.

Von der Horazischen Satyre.

Noch immer ist an mir die Reihe, die Hand auf den Mund zu legen, und zu schweigen. Unserm Rabner habe ich es immer anzusehen geglaubt, daß er aus Swifts Schule der erste seiner Zöglinge sey: hier ist ein Schriftsteller, der uns in seinen Satyren mit der Urbanität eines Horaz unterhält: der Verfasser, der Mores Eruditorum, Genius seculi, Ridicula etc. geliefert. Ich urtheile nicht: sondern schreibe ab: **

„Es

* Wenn einigen meine Anmerkungen langweilig gewesen, so denke man daran, daß ich über die Elegie commentirt. — Elegische Noten, die sich nicht zu aller Zeit lesen lassen.

** Litt. Br. Th. 9. p. 82.

„Es ist eben nichts neues, daß man den „Juvenal vom Horaz unterscheidet, daß „man des leztern ridendo verum dicere, „seine schalkhafte Verziehung des Mundes, „seine vielbedeutende Mine, von den geißeln=„den Streichen des erstern, von seinem ent=„flammten Gesicht, und von seinem zornigen „Auge unterscheidet. Aber was macht denn „diesen Unterschied? — Die alte Komödie „brachte die Bürger mit ihren Sitten ganz, „bis auf ihren Namen unverändert, auf die „Bühne; dies ist Juvenal, wenn man noch „dazu sezt, daß er seine Mitbürger nicht blos „von der lächerlichen, sondern auch von der „lasterhaften Seite, und von dieser öfter, als „von jener zeigt. Sein lebhafter Blitz dringt „in das Innerste des Heuchlers; er reißt ihm „die Maske ab, wenn auch sein Gesicht dar=„über blutrünstig werden sollte, und gibt ihm „nur einen andern Namen; aber niemand „läßt sich betriegen. Der ist es, ruft man, „nach dem Leben! — Zu dieser Satyre ge=„hört so viel Anlage nicht! Man darf nur „aufmerksam seyn, auf das, was um uns vor=„gehet. Wenn sie gut werden soll: so muß

„ich

„ich merken, daß der Mann vom Herzen weg „redet, und daß er bei allem Eifer, den er „hatte, doch Beurtheilungskraft gnug beses= „sen hat, mir unter den verschiedenen Origi= „nalen nur die wichtigsten, und an diesen nur „das Merkwürdigste zu schildern.

„Mittelmäßige Köpfe fallen immer zuerst „auf das, wovon sie bei sich empfinden, daß „sie es vielleicht erreichen könnten. Allein, „weil es doch eine gefährliche Sache ist, Nar= „ren und Bösewichter kenntlich zu schildern: „so vermeiden sie diese Gefahr, und machen, „daß das ganze Stück nichts taugt. Sie „mahlen uns platte Karaktere, die ekelhaft „sind, und an denen man weder genaue Zeich= „nung, noch das lebhafte Colorit eines Ju= „venals findet. Beispiele davon können uns „in unsern unzählbaren Wochenschriften nicht „mangeln. — Unter den Franzosen ist viel= „leicht der einzige La Bruyere, der den Aus= „weg eines Genies gefunden hat. Er hat sei= „ne Zeichnungen übertrieben, um sie nicht „kenntlich zu machen. Aber für seine Zeit= „genossen waren doch die Züge nicht verstellt,

„und

„und für uns haben seine Farben noch nichts
„von ihrer Lebhaftigkeit verloren.

„Die horazische Methode hingegen, eine
„Satyre zu schreiben! ich wollte wohl be-
„haupten, daß man mit dem Talent dazu
„müßte gebohren seyn. Vielleicht ist dieses
„ein Grund, warum der satyrische Dichter
„auf dem Parnaß auch seine Stelle hat.
„Denn jene von der ersten Art sind, deucht
„mir, in nichts von dem prosaischen Schrift-
„steller unterschieden. — Dies Talent ist
„nichts anders, als die Naivetät, mit wel-
„cher der Dichter an sich auf eine lebhafte
„Art zeigt, was er an andern lächerlich ge-
„funden hat, und es an seinem eignen sonst
„einfachen Karakter besonders auszeichnet.
„Oder auch: er weiset auf etwas, was lächer-
„lich ist; aber ohne daß er es als ein solches
„zu kennen scheint — und eben weil es die-
„sen sonst so simpeln Mann befremdet: so
„werden die übrigen jetzt aufmerksam, und
„entdecken das Lächerliche. Nicht daß der
„Dichter gar niemals seine satyrische Geißel
„mit sich führte: auch Horaz, wenn er auf-
„gebracht

„gebracht ist, gibt seinem ineptus Fannius
„etwa einmal einen Hieb, und läßt ihn
Discipulorum inter plorare cathedras.
„Aber es geschieht selten. Der satyrische
„Dichter ist seinem Temperament nach cupi-
„dus pacis, und dies macht ihn eben zu die-
„ser Naivetät geschickt. Keine starke Leiden-
„schaft, welche tobend ist, wohnt in der See-
„le, die einen naiven Gedanken ausdrücken,
„oder eine naive Handlung vornehmen soll.
„La Fontaine und Gellert haben nur dies
„satyrische Talent, und ich vermuthe sogar,
„daß sie durch dasselbe zu der Erzählungsart
„in ihren Fabeln sind gebracht worden, die
„ihnen beliebt hat. Fast allein ihre Aus-
„schweifungen, durch welche sie von der äso-
„pischen Kürze abweichen, und die unsre ein-
„fältige Nachahmerheerde für bloße Aus-
„schmückungen der Erzählung gehalten hat,
„sind satyrische Züge, die dem Dichter entwi-
„schen, und eben deswegen so sehr gefallen,
„weil er sich so blöde und unerfahren anstellt.
„Ein Mann, der so unschuldig ist; wie könn-
„te der mir Schaden thun, wenn er mir auch
„die Wahrheit saget? Er sagt sie in seiner

„Un-

„Unschuld. Dies ist der Grund der man„nichfaltigen Erdichtungen, in welche ein gu„tes Genie seine Satyren einkleidet. Es muß „sich Situationen erfinden, in welchen er diese „Naivetät am besten zeigen kann. – –

„Die Mores Eruditorum und Genius „seculi * zeigen auch diese Mannichfaltigkeit „in Erfindungen, den feinen Spott, der aus „der Unschuld des Herzens zu kommen scheint; „aber auch eine Art von Einschränkung auf „eine gewisse Gattung von Gelehrten. — „Indessen gibt ihnen das lateinische Kleid „eine Neuigkeit, in der sie sich uns zum Ver„gnügen darstellen. Was mag wohl die Ur„sache davon seyn? Liegt es an dem Gedräng„ten der lateinischen Wendungen, an den „Ausdrücken, die uns durch das Natürliche, „und durch einige ihnen anklebende Nebenbe„griffe anreizen; oder entspringt dieses An„genehme aus dem Vergnügen, das wir über „die glückliche Mittheilung der Gedanken un„sers Verfassers in der Sprache der Römer „haben? Ein Schriftsteller, der dieses un„gezwun-

* Litt. Br. Th. 10. p. 197.

„gezwungen erreicht, läßt uns gleichsam einen „Zeitgenossen des Tullius hören, der sich über „unsre Sitten in seiner Sprache ausdrückt.„

* * *

Ich unterschreibe im Ganzen das Bild, das man von Juvenal, Horaz, und unserm Klozz mahlt: ohne aber auch die Naivetät des Horaz durch Fragen affektiren zu wollen: muß ich doch folgendes fragweise dazusezzen, weil ich mir selbst nicht antworten will:

Sollte das Lächerliche der alten Komödie, mit dem Lächerlichen des Juvenals einerlei seyn? Ich meine nicht das Belachenswerthe, was beide schildern, denn da versteht es sich von selbst, daß dies mit den Sitten und Zeiten sich ganz verändert haben muß: sondern nur das Lächerliche, wie beide es schildern? Ich will nicht an den Unterschied denken, den schon die lehrende Satyre, und ein pöbelhaftes Drama fodert: sondern ich rede von dem charakterischen Ton beider, unabhängig von der äußern Einkleidung, blos an sich gegen einander gesezt.

Sollte

Sollte Juvenal Sitten dergestalt in seine Satyre bringen, daß blos die Namen verändert sind: so daß nur Aufmerksamkeit auf das menschliche Leben, ein Eifer, der vom Herzen weg spricht, und Beurtheilungskraft, das Wichtigste und Merkwürdigste zu schildern, die Talente zur Juvenalschen Satyre wären?

Wäre Juvenals Charakter, daß er Narren und Bösewichter kenntlich schildert; und er würde nicht bei diesem Känntlichen ein Pasquillant? Sollte er von den schlechten Charakterschmierern unsrer Wochenblätter blos durch Genauigkeit und Kolorit unterschieden seyn? Eine Satyre, die das Känntliche, das Genaue zu ihrem Hauptzuge hat, verdient die den Rang, den doch Juvenal mit Recht fodert?

„Die horazische Methode in der Satyre— „mit dem Talente muß man gebohren seyn!„ Muß denn das Juvenalsche Talent nicht angebohren seyn?— Sobald man das kindische Vorurtheil ablegt, die Einkleidung sey das vornehmste in der Satyre, so kömmt Juvenal an Genie zur Satyre, immer über Horaz.

„Juvenal ist ein prosaischer Schriftstel„ler, und Horaz hat seine Stelle auf dem „Parnaß, weil er mit dem Talen zur Sa„tyre gebohren worden.„ Dörfte ich n cht hingegen sagen: Horaz ist in seinen Sat ren ein prosaischer Schriftsteller, weil er vor üglich als Dichter zur Ode gebohren ist: Juvenal ist nach seiner Kühnheit, seinem Feuer, seinem Kolorit, und selbst seinem Sylbenmaaß nach, ungleich mehr Dichter *.

Wäre

* Denn „keine starke Leidenschaft wohnt in der „Seele, die einen naiven Gedanken ausdrü„cken soll,„ heißt es auf der folgenden Seite, und Th. 18. p. 119. heißt es gar: „Horaz muß den Misstand, kleine Thorheiten mit dem Schwunge des Hexameters zu belachen, selbst empfunden haben, weil er, der es so wohl verstand, einen recht wohlklingenden Hexameter zu machen, ihn gerade in seinen Satyren so nachläßig bearbeitet, daß man glauben sollte, er habe es mit Vorsätz gethan, um ihn dadurch seinem Inhalt mehr zu nähern, und ihn mit dem Ton seiner Materie übereinstimmiger zu machen.„ — Dieser Ton ist naive Prose, und eben wegen dieser naiven Prose soll Horaz ein größerer Dichter seyn, als andre, die feuriger schildern? —

Wäre La Bruyere unter allen Franzosen der einzige, der den Ausweg eines Genies gefunden, in der Zeichnung der Charaktere? Unter allen Franzosen, die in der Zeichnung des Lächerlichen auf so viel Schriftsteller stolz seyn können, von denen jeder eine eigne Art der Zeichnung hat — die vielleicht hierinn, und hierinn allein, Originale vor den Alten und Neuern sind? — Und hier wäre La Bruyere das einzige Genie? Und das einen Ausweg eben von der Juvenalschen Zeichnungsart gefunden hätte, mit dem er doch gewiß am wenigsten gemein hat? — Der Kopf thut mir bei diesen Fragen weh! Was muß ein Franzose denken, wenn er dies lieset?

Dörfte nicht die Anmerkung über La Fontaine und Gellert wichtig seyn? Wer zweifelt dran, daß ihre Ausschweifungen satyrisch sind? Und folgt hieraus, daß sie in einer äsopischen Fabel etwas mehr als Ausschmückungen sind, „dafür sie die einfältige Nachahmerheerde gehalten hat?„ Hat denn La Fontaine seine lustige Schwatzhaftigkeit für etwas anders ausgegeben, als für Ausschmückung?

ckung? Ja blos für eine kleine Schadloshaltung gegen die Kürze des Phädrus?

Und dann? Dörfte Klozz, wenigstens in einigen spätern Schriften und Streitigkeiten, völlig frei vom Zorn des Juvenals, der horazischen Laune immer getreu bleiben, die ihm freilich eigner läßt. Ich sage dies nicht, um ihn zu tadeln: denn freilich, zu unsrer Zeit, muß man oft sagen, nicht blos aus Juvenal, sondern auch mit seinem eifernden Tone: difficile est, satyram non scribere! — — und in den meisten Stücken geben wir der Klozzischen Freimüthigkeit unser geheimes und herzliches Plaudite. Ein Mann, wie er, der das Mark der lateinischen Denkart, und Sprache, insonderheit der horazischen Laune, in sich gesogen, der durch seine Abhandlungen und Gedichte, durch Ausgaben und Beurtheilungen, die in Deutschland so seltnen lateinischen Musen, bekannter und nutzender zu machen sucht: sein Name beschließe diese Fragmente von lateinischen Dichtern.

5.

Haben wir deutsche Ciceronen *?

Erst müssen wir Beredsamkeit und Wohl„redenheit unterscheiden, und mit dem Ci„cero bei der erstern diejenige, welche in der „Feldschlacht gegen die bloßen Schwerter an„rückt, quae in acie versatur et ferro, von „der absondern, die nur auf der Uebungs„bahn sich zeiget. Die erste mangelt uns, „und wir können keinen Redner haben, den „wir mit Cicero oder Demosthenes messen „könnten.

„Wir haben keine politische Beredsam„keit; nicht einen Schatten davon, und kön„nen sie auch nicht haben, weil unsre Staats„verfassungen gar nicht dazu eingerichtet sind. „Wo ist das Volk? Wo sind die versammle„ten Provinzen? Wo sind die angeklagten „Feldherren und Fürsten? wo ist öffentliche „Berathschlagung über Krieg und Frieden? „In unsern Verfassungen bezahlt das Volk „seine Abgaben, und wird über den Gebrauch

* Dies ganze Fragment ist aus den Litt. Br. Th. 13. p. 106.

„derselben nicht gefragt; die Vornehmen wer„den nicht angeklagt und vertheidigt, sondern „fallen in Ungnade: und im Kabinette ge„schieht der Ausspruch: es soll Krieg seyn, „weil wir es wollen, und Friede, weil wir „nicht mehr können — und der Unterthan „hört es. Nun kommt zu Haufen, ihr De„mosthenen und Ciceronen. Nicht wahr, „alles ist euch fremde; — verlaßt den klei„nen Markt, und lernt — trockne Processe.

„Ich thue noch einen Schritt: die große „Beredsamkeit kann nirgends, als in der ge„richtlichen Art zu reden angebracht werden. „Das Forum ist das einzige Treibhaus für „sie, und jeder andre Boden zu kalt. Wir „wollen sehen, was die gerichtliche Art für „Vortheile habe; ob diese Vortheile die große „Beredsamkeit zuwege bringen; und ob die „andern Arten eben diese Vortheile ver„schaffen.

„Die Materien bei der gerichtlichen Art „sind immer neu; immer höchstwichtig, „selbst nach der Meinung der Zuhörer. Die „Zeit zwischen der Ueberlegung und dem Er„folg ist kurz. Dadurch drängen sich die Gegen-

„stände

„stände näher hinzu, und werden folglich grös„ser, sinnlicher und lebhafter. Die Gründe, „deren sie sich bedient, sind ganz aus dem „Reiche der Wahrscheinlichkeit. Ein unend„licher Vortheil! Denn aller Scharfsinn des „Redners kann sich dabei üben: alle seine Er„findung. Ferner; weil das Wahrscheinli„che seine Hülfe von allen kleinen Umständen „zusammen sucht: so bereiten eben diese Um„stände, folglich schon die Beweisgründe, die „Leidenschaften zu. Denn diese Umstände lie„gen in den Seelen der Zuhörer, so zu sagen, „neben andern verwandten, die dem Zunder zu „vergleichen sind. Der Redner darf sie „gleichsam nur rühren, damit Luft hinein„komme, und alles fängt an zu glühen. „Bläset er vollends an: so ist alles eine „Flamme.

„Wenn Cicero einen Clodius verdächtig „macht: so geht er sein ganzes voriges Leben „durch. Wie viele Handlungen müssen dar„inn nicht gewesen seyn, wodurch diesem oder „jenem von den Zuhörern Unrecht geschehen! „Diese Erinnerung gibt in der Seele dieses „Mannes dem Beweise des Redners schon

„ein größeres Gewicht. Einen Aristides „selbst würde es leicht gewesen seyn, anzukla„gen, weil die Beweise seiner vorgeblichen „Schuld in den Herzen der meisten schon vom „Neide vergiftet lagen. Daher kam es auch, „daß die meisten großen Männer sich vor den „Anklagen so sehr fürchten mußten. Grün„de hingegen, welche auf die Gewißheit ge„hen, haben diese Vortheile nicht.

„Endlich die Leidenschaften. Alle kann „der gerichtliche Redner im höchsten Grade „erregen. Er erweicht nicht blos zum Mit„leid, er rührt bis zum Schluchzen. Er bringt „den Zorn nicht nur zum Kochen, er läßt ihn „auch zur Wuth ausbrechen. Der Zuhörer „wird vom Schrecken nicht nur blaß: er läuft „in der Angst wie ein Unsinniger herum; „kurz, er macht nicht, daß der Zuhörer an„fängt zu überlegen, sondern daß er sich auf „der Stelle entschließt. In diesem Zeit„punkte steht er vor der beweglichen Menge „fast, wie ein Gott, da, der die Herzen der„selben, gleich den Wasserbächen in Händen „hat.

„Nun

„und bei Völkern, die erst bekehrt werden sol„len, ist dies freilich ganz anders; daher läßt „sich auch menschlicher Weise die Menge der „Bekehrten in einem Tage begreifen. Allein, „wie kann unter uns der Kanzelredner seine „Materien neu machen? * Es bleibt ihm „also nur das Interesse derselben übrig; und „dies werde ich doch nicht läugnen? Nein. „Ohne daß man mir es zu deklamirt, begreife „ich wohl, daß die Entscheidung über unser „Wohl oder Elend auf eine Ewigkeit wichti„ger sey, als die Entscheidung über Krieg „und Frieden auf etliche Jahre. Ist sie es „aber auch nach der Meinung aller Zuhö„rer, und zwar in dem Grade der Lebhaftig„keit **, welcher allein den Willen bewegen „kann? Der Redner kann es vielleicht da„hin

* Ich könnte es dem Verf. mit einem Worte sagen, wenn der Homilet nicht über Worte, sondern über das menschliche Leben spricht; allein dies eine Wort fordert zur Erklärung viel andre.

** Der geistliche Redner hat es selten zum Zweck, augenblickliche Thaten, Zeitentschlüsse zu erwecken, wo er es zu seiner wirklichen Absicht hat, kann ers auch erregen.

„dabei fühlen können; und ehe uns der Red=
„ner dazu bringt, muß er bei einer einzigen
„Rede fast alle seine Schäzze verschwenden.

„Nun bleiben noch unsre Kanzelreden übrig.
„Ohne mich durch die Frage zu schüzzen: ob
„es nicht viel besser wäre, auf der Kanzel
„Homilien als Reden zu machen? — sey
„es einmal angenommen, daß wir alle Be=
„redsamkeit dabei anwenden sollen, die in
„unserm Vermögen ist. Ich läugne es, daß
„wir dieselbe zu dem Grade der gerichtlichen
„erheben können. — * Materie, Beweise
„und Affekten verweigern dem Redner ihre
„Hülfe, bis dahin zu steigen. Die Mate=
„rien des Kanzelredners rühren wohl selten
„durch ihre Neuigkeit **, wenigstens diejeni=
„gen gewiß nicht, die eine christliche Erzie=
„hung genossen. Zu den Zeiten der Apostel
„und

* Und ich läugne, daß sie sich mit der gerichtlichen vergleichen lasse, daß sie dabei gar nichts verlöre, wenn sie ihr auch in allem folgenden nachstände: eine wichtige Materie.

** Nie durch eine zum voraus anlockende Neuigkeit; aber ihre Art ist auch eben die entgegengesetzte: so viel hineinzulegen, daß die Materie neu werden muß.

„und bei Völkern, die erst bekehrt werden sol„len, ist dies freilich ganz anders; daher läßt „sich auch menschlicher Weise die Menge der „Bekehrten in einem Tage begreifen. Allein, „wie kann unter uns der Kanzelredner seine „Materien neu machen? * Es bleibt ihm „also nur das Interesse derselben übrig; und „dies werde ich doch nicht läugnen? Nein. „Ohne daß man mir es zu deklamirt, begreife „ich wohl, daß die Entscheidung über unser „Wohl oder Elend auf eine Ewigkeit wichti„ger sey, als die Entscheidung über Krieg „und Frieden auf etliche Jahre. Ist sie es „aber auch nach der Meinung aller Zuhö„rer, und zwar in dem Grade der Lebhaftig„keit **, welcher allein den Willen bewegen „kann? Der Redner kann es vielleicht da-

„hin

* Ich könnte es dem Verf. mit einem Worte sagen, wenn der Homilet nicht über Worte, sondern über das menschliche Leben spricht; allein dies eine Wort fordert zur Erklärung viel andre.

** Der geistliche Redner hat es selten zum Zweck, augenblickliche Thaten, Zeitentschlüsse zu erwecken, wo er es zu seiner wirklichen Absicht hat, kann ers auch erregen.

„hin bringen; aber er muß es erst thun, wenn „es für den gerichtlichen Sprecher schon ge„than ist. — * Desto schlimmer für solche „Weltkinder! — Zugestanden, und diese „Weltkinder sind der größte Theil der Zuhö„rer. Die meisten Seelen entschließen ** „sich nicht eher, bis aller Zwischenraum der „Zeit von dem Entschlusse bis zur Wirkung „gleichsam vernichtet ist. Diese Trägheit hat „sogar dem beredten Apostel einen Triumph „entrissen. Felix und Drusilla entdeckten, „daß sie noch wahrscheinlicher Weise Zeit hät„ten, neue Vorsäzze zu fassen, und schickten den „Redner von sich. Dies liegt in der Natur der „Sache selbst, und keine blos menschliche Kraft „kann es bei dem undenkenden Haufen über„wiegen. Glei-

* Eben hier trennt sich der politische vom geistlichen Redner; dieser fängt an, wo jener aufhört: keiner erreichet seinen Zweck wenn sie beide einen Weg nehmen.

** Immer entschließen! In einem Taumel von Entschlüssen ist der Zuhörer endlich noch zu stürzen; wenn das des Homileten Amt wäre; aber vom Entschluß zur That! die Kluft überspringt der Kunstrichter, und sie ist die schädlichste.

„Gleiche Unbequemlichkeit entsteht für die „Kanzel aus den Beweisen. Die Aussprü„che der heil. Schrift, so bald es klar ist, „worauf sie gehen, schneiden alle Erfindungs„kunst ab. Gott hat es befohlen: hier ist „der ganze Beweis *. Nur selten zeigt sich „eine Schwierigkeit in der Anwendung auf „einen besondern Fall. Das freieste Feld „für den Kanzelredner verschaft der Contrast „der Handlungen mit der Ueberzeugung von „den Gesezzen; und zu diesem Felde öffnet „ihm das Geschehene die Schranken. Da„her sind unsre besten geistlichen Reden über „dergleichen Materien geschrieben. Bour„daloue, Massillon, Mosheim – man wäh„le die besten ihrer Reden, und man wird mir „Recht geben.

„Wie steht es nun mit den heiligen Affek„ten? Sie werden freilich eben so erregt, wie „die

* Diese Worte sind der schönen Abhandlung ganz und gar unwürdig: ist das predigen, wenn man seine Materie mit einer Kette biblischer Spruchstellen umflicht, und sie so aufführt? Hier verkennt der Verf. die wahre Natur der geistlichen Beredsamkeit, und der menschlichen Seele.

„die übrigen, aber nicht eben so leicht, nicht
„eben so stark *. Freude, Traurigkeit,
„Liebe, Haß, Bewundrung kann der Kan-
„zelredner erregen, aber nur in einem gewis-
„sen Grade. Ja, die ersten werden vielmehr
„vermischte Empfindungen, und die letztere
„verliert sich in stille Anbetung. Steigt er
„über jenen Grad: so entgehen ihm die See-
„len ganz aus den Händen, überlassen sich ih-
„ren ruhigen Empfindungen, und der übrige
„Theil seiner Rede ist verloren. Ja, je öfter
„einerlei Bild vorgebracht wird: desto schwe-
„rer fällt es, die ihm zusagende Leidenschaft
„zu erwecken. Wie weit kann es also der
„geistliche Redner bringen? O wahrhaftig!
„Cicero könnte wohl vielleicht der beste Kan-
„zelredner unter uns seyn; aber ein Cicero
„würde er nicht seyn. Ja, wenn Cicero un-
„ter uns wäre erzogen worden: hundert ge-
„gen eins, nach seiner herrschenden Neigung
„der

* Wenn der politische Redner kein Akteur an Rührung seyn kann, so muß es der geistliche noch weniger seyn, wenn er nicht alle Zwecke verfehlen will: — Doch alles dies würde theologisch!

„der Eitelkeit würde er Gedichte herausgege-
„ben haben, und ganz gewiß schlechte Ge-
„dichte. Aber die Theile in den Reden der
„Alten sind einerlei mit den unsrigen gewe-
„sen, und auf einerlei Art gemacht worden?
„Was kann das helfen? Es kömmt auf den
„Gebrauch dieser Theile an. Ein Haufen
„macht seine Kriegsübungen so wie ein gan-
„zes Heer. Er rückt fort, er lenkt sich, er
„hält zusammen, jeder Soldat handelt.
„Wird deswegen ein Stadthauptmann in ei-
„ner Reichsstadt, der seine Bürgerkompa-
„gnien mustern kann, Feldherr seyn? Viel-
„leicht bis auf die zwo Kleinigkeiten, daß
„der Feldherr ein ganzes Heer in Bewegung
„setzt, und gegen einen Feind in Bewegung
„setzt — Unsern Rednern fehlt die Materie,
„ein solches Ganzes zu machen, und der
„Feind, den sie überwinden müssen. Dies
„ist der Unterschied zwischen der acies und
„der palaestra des Cicero.„

6.

Sollen wir Ciceronen auf den Kanzeln haben?

Ich suche die bisher vorgezeichnete Aussicht der Litter. Br. etwas weiter zu verfolgen. — Wenn wir auf unsern Rathhäusern keine Ciceronen mehr haben, da jezt das Urtheil einer wichtigen Sache nicht mehr vom Volk, und von dem Zuklatschen seiner Hände, nicht mehr von den Rednerfiguren eines Advokaten, nicht mehr von einer glücklichen Viertelstunde oder einem muntern Einfall abhängt: sondern von Richtern, bei denen Gesezze, Proceßformen, Rechtsgänge, oder höchstens Schmeicheleyen, die die Hand, und nicht das Ohr kitzeln, ihr Urtheil bestimmen: so ist die Beredsamkeit, wie es scheint, in die Tempel geflohen, und auf den Kanzeln stehen noch viele Ciceronen.

Ciceronen können sie nicht seyn, und darf ich dazu sezzen; sie sollen es auch nicht seyn: denn sie sinds am unrechten Orte. Zuerst: da das Volk, dem sie reden, nie das römische Volk ist: nie jene Quiriten von stolzem Ohr und feiner Empfindung,

wie jene versammlete Curien und Centurien, der Ausschuß von den Geschlechtern Roms, sondern nach der Menge zu rechnen, eine Versammlung von gesundem guten Verstande ist, so wie ihn die Natur gibt, eine mittlere Erziehung bildet, und denn das gemeine Leben beschäftigt: so muß auch der innere Geist des Vortrags sich nie über diese Sphäre erheben. Es ist eine sehr alte Schwierigkeit, daß die Zuhörer bei keiner Versammlung getheilter und verschiedner an Geschmack und Cultur wären, als die Versammlung des Kanzelredners, und bei vielen, insonderheit jungen Rednern, hat sie den Schaden gethan, daß sie ihrem Vortrage die größeste Ungleichheit gegeben: hier verliert er sich in Wolken, dort schleicht er im Staube, um wie man sich entschuldigt, beiderlei Denkarten zu umfassen. Allein, eine mittlere Höhe, die man zu treffen sucht, ist, nicht blos bequemer, sondern auch wirklich die einzige, und beste, und das ist der populaire, freundschaftliche und vertrauliche Ton, der sich zur feinern Sprache des gemeinen Lebens herabläßt, alle scharfe abstrakte Ideen lieber in fließende sorg-

samere Bestimmungen auflöset, alle das spitzige, aufgestutzte, und concentrirte Allgemeine, das sich so oft hinter einzelne, willkührliche und wissenschaftliche Worte verbirgt, zu dem glatten, ungeschmückten, und entwickelnden Tone herabstimmet, der es voraussezzt, aber nicht zeigt, daß man wissenschaftlich dachte, daß man für die Kanzel dachte, daß man selbst einer Büchersprache gewohnt sey. Dieser Ton stielt sich so wohl dem Gelehrten, als gemeinen Mann ins Herz, denn es ist die Sprache des gesunden Verstandes, und fühlenden Herzens; weder die Sprache der niedrigern Sinne, noch die Sprache der höhern Vernunft.

Zweitens: da der geistliche Redner nie mit den Ciceronen und Demosthenen einerlei Absicht hat, so können auch ihre Mittel nie einerlei seyn. Jene wollten das Volk eine Viertelstunde übertäuben; es war ihnen gnug, dasselbe auf eine kleine Zeit zu bezaubern, und ihren Vortrag und Foderung gleichsam zu dem Element ihrer Gedanken und ihrer Entschlüsse zu machen, so lange sie

spra=

sprachen: sie schlugen also an jede Saite ihrer Empfindungen, die mit ihrem Zwecke eintönig war: sie weckten den Haß, die Liebe auf, die in ihren Herzen schlummerte, weil sie ihnen vortheilhaft, nicht weil sie moralisch gut war. Sie flößten ihnen Affekten ein, nicht weil ihre Seele in diesem Feuer schöner und besser würde: sondern weil diese, oft blinde, oft schädliche, und immer kurze Hitze ihren Zweck beförderte. Der Redner hätte in den wenigsten Fällen, die Entschlüsse, die er wirkte, gleichsam zur beständigen Gesinnung, zur herrschenden Denkart machen können, theils weil die Entschlüsse Zeitentschlüsse waren, und die Affekten, die er aufregte, oft unmoralisch seyn mußten. — Welch eine ganz andre Bewandniß mit den geistlichen Ciceronen unsrer Zeit: Reden sie um eine Viertelstunde zu bezaubern, so predigen sie sicherlich nicht die Religion, sondern sich selbst. Regen sie die ganze Phantasie der Zuhörer auf: so bleibt ihr Verstand um so viel kälter: erfüllen sie die ganze Atmosphäre des Tempels mit Specereyen: so wird der Zuhörer um so freier athmen, wenn er in die

frische Luft kömmt. „Der Begrif der Bered„samkeit aus den Schriftstellern des Alter„thums, nach welchen man sich auch eine geistli„che Beredsamkeit ausgedacht, und derselben „ihren Sitz auf unsern ordentlichen Kanzeln „angewiesen hat: scheint in seiner Anwen„dung so offenbar unrichtig, daß ich mich „über ihren Beifall und Eingang wundern „muß. Der römische und griechische Redner „suchte gar nicht seine Bürger auf ihre Le„benszeit zu moralisch guten Menschen zu ma„chen, sondern er wollte sie nur für jetzo zu „einem Entschlusse bringen, der durch erregte „Gemüthsbewegungen am besten gewirkt wer„den konnte. Wenn also auf jenen Ver„sammlungsplätzen nur so in die Seelen ge„donnert ward, daß dieselben für dasmal „nichts anders sehen und denken konnten, als „z. B. die Gefahr von einem macedonischen „Philipp, oder einem Catilina: so hatte „man alles, was man gesucht, und man „ließ ihre übrigen praktischen Grundsäzze so, „wie sie immer seyn mochten. Der christ„liche Prediger hingegen hat einen ganz an„dern Zweck, und muß ihn haben. Es

„kömmt

„kömmt ihm darauf an, daß eine gewisse „Denkungsart und Gesinnung bei dem Men„schen auf immer das regierende Principium „seiner Handlungen und seines Lebens werde: „und das ist nicht das Werk einer bloßen „Rührung. Es gehören klare und gewisse „Erkenntnisse dazu, die in den stillen Stun„den des Nachdenkens eine jede Prüfung aus„halten. Dieses Licht aber entsteht nicht „aus der Hizze der Gemüthsbewegungen, son„dern erfodert eine kältere Ueberzeugung.„ Dies sind Worte eines Gottesgelehrten, der selbst ein Kanzelredner ist *.

Noch ein andres Zeugniß **, über eine Sache, von der ich gern andre reden lasse: Die Kunst, die Affekten zu erregen, ist bei den Gottesgelehrten so wohl, als bei den fanatischen und enthusiastischen Predigern, in großer Hochachtung, und man wendet vielen Fleiß darauf.

Die zwei großen Redner in Griechenland und Rom, Demosthenes und Cicero, beide

* s. Spaldings Werth der Gefühle p. 195. 196.
** Litt. Br. Th. 1. p. 70. aus den moral. Beobacht. und Urtheilen. Zürich 1757.

Demagogi in einer demokratisch eingerichteten Republik, sind dennoch in Ausübung dieser Kunst sehr von einander unterschieden. Der erste, welcher mit einem politern, gelehrtern und witzigern Volk zu thun hatte, setzte den größten Nachdruck seiner Beredsamkeit in die Stärke seiner Beweisgründe, und suchte also hauptsächlich den Verstand zu überzeugen. Tullius hingegen sahe mehr auf die Neigungen einer aufrichtigen, nicht so gelehrten und lebhaften Nation, und blieb deswegen bei der pathetischen Beredsamkeit, welche die Affekten erreget.

Allein, das Vornehmste, das man hiebei beobachten muß, ist, daß diese Reden in allen ihren Reden ein besonderes Vorhaben hatten: und alles wurde gleich auf der Stelle ausgemacht, nachdem der Vortrag des Redners Beifall fand. Hier war es unumgänglich nöthig, die Affekten der Zuhörer entweder zu erregen, oder zu besänftigen, insonderheit zu Rom, wo Tullius war. Mit dieses letzten Reden machen sich junge Geistliche, (ich meine die, welche Autores lesen,) insgemein mehr bekannt, als mit des Demosthe-

mosthenes seinen, welcher doch jenen in vielen Stücken übertraf, was insonderheit die Redekunst anlanget. Allein, ich kann nicht sehen, wie die Kunst, die Affekten zu erregen, von großem Nutzen seyn könne, wenn man die Christen unterrichtet, wie sie ihren Wandel gebührend anzustellen haben, wenigstens in unsern nördlichen Climatibus, wo ich gewiß versichert bin, daß auch die größeste Beredsamkeit von dieser Art wenig Eindruck in unsre Gemüther haben wird, ja nicht einmal so viel, daß die Wirkung davon sich nur bis auf den andern Morgen erstreckte. Ich glaube gewiß, daß die Prediger, welche in lauter Epiphonematibus predigen, wenn sie sich umsehen, einen großen Theil ihrer Zuhörer in der Unachtsamkeit, und einen großen Theil schlafend finden werden. Und es ist auch kein Wunder, daß ein solches Mittel nicht allemal anschlägt, massen es so viel Kunst und Geschicklichkeit erfodert, wenn man es darinn zu einiger Vollkommenheit bringen will, als mancher nicht im Cicero findet, geschweige aus ihm lernet.

Drittens: kaum dörften unsre Kanzelredner mit Cicero die Redtheile gleich haben sollen: wenigstens ist die Sprache bei beiden sehr verschieden. Ich fange vom kleinsten an: Man hört auf der Kanzel leider zu oft zusammengeschlungne, verkettete, und mit Bindewörtern verpallisadirte Perioden, die einige junge Redner und unwissende Lobredner ciceronianische Perioden nennen; sie haben aber mit Cicero nichts gemein, als den äußern Leisten, und das dazu am ganz unrechten Ort. Wenn der Römer in den asiatischen Stil sich ausbreitet: so ist dies gemeiniglich eine Ueberschwemmung, die seine Sprache gestattet, das Ohr des Volks erlaubet, und seine Leidenschaft fodert. „Die Römer „musten wegen der Kürze ihrer Worte die „periodische Theile ketten, wenn sie nicht in „den abgeschnittenen Stil fallen wollten. Ohne „Artikel, ohne Hülfswörter, reich an Participien fügte sich ihre Sprache so an einander, daß immer ein Satz in wenigen Worten da stand. Im Deutschen aber, welcher „Unterschied! Wenn wir die Perioden nicht „schleppen wollen, müssen wir sie mannich-

„mal

„mal trennen *.„ Wo schleppt sich aber die Sprache mehr, als auf den Kanzeln? — Hier, wo man das Verständliche des Vortrages so oft darinn sezzt, mit einem Schwall von Worten nichts zu sagen, den Perioden in seine fürchterliche Glieder zu ordnen, um einen panischen Schauder einzujagen. Wie oft hört man einen Gedanken nach diesem Zuschnitt: „Wenn wir um uns umherschauen – „wenn wir — wenn wir — weil es — — „so werden wir gewahr, daß die Menschen „Sünder sind:„ dies ist die gewöhnliche homiletische Schlachtordnung, die Bindewörter, und Beiwörter, und Hülfswörter und Synonymen, und periodische Theile in Ueberfluß hat: um den Mangel an Gedanken zu verbergen, die das Ohr übertäubet, um nicht die Leere des Verstandes zu zeigen; dies ist der fließende Vortrag, der vor dem Essen heilsamen Appetit, und nach dem Essen einen sanften Schlaf machet. — Aber nicht blos bei diesen seichten Homileten, sondern selbst bei glücklichen geistlichen Rednern muß man es oft beklagen, daß ihr Stil gleich von seiner

* Litt. Br. Th. 13. p. 120.

ner zarten Jugend an, sich nach dem Latein gebildet, daß der periodische Cerimonienzwang, der in Schulen von lateinischen zu deutschen Chrien steiget, noch manchmal bei den besten Gedanken durchblickt. „Im Deutschen ist „ja ein Stil immer schon periodisch, wenn „auch die Bindewörter der Lateiner nicht so „genau dazwischen gestellet, und die Absätze „so gekettet an einander gehänget sind *.„ So will es die deutsche Sprache, die von Hülfswörtern und wesentlichen Bestimmungswörtern so wimmelt, daß man die periodischen nicht nöthig hat.

Und was will das Ohr der Zuhörer, wenn es schon die Sprache an sich so fodert. „Weil bei den Römern immer ein Satz mit „wenig Worten dastand, und die Seele also „wenige Zeichen zu fassen hatte: so konnten „auch die folgenden Begriffe eher angehänget „werden, wenn nicht die Wichtigkeit der „Betrachtung den Autor zwang, lieber dem „Geist viel Ruheplätze zu verschaffen, als das „Ohr zu füllen.„ Aber bei unsern deutschen Kanzelperioden, wie oft leidet da der Verstand!

* Ebendaselbst.

stand! Leute von einem Geschäft-nicht aber Bücherverstande, wie können die das ganze Gebäude eines solchen Perioden übersehen, wenn es auch noch so stolz errichtet wäre. Ihre Aufmerksamkeit ermüdet durch den Zwang; da sie nicht mit dem Gelehrten einerlei Schärfe des Auges, und wenigstens nicht einerlei Sehepunkt haben: so sind alle die Schönheiten meistens für sie verloren, ja das Ganze wird für sie dunkel. Diese Wendung sollte den Zuhörer überraschen, und verwirrt ihn, jener Umschweif soll ihm Gelegenheit geben, selbst einen Vorsprung zu thun, und macht ihn irre: dieser kleine Schatten soll sein Auge reizen, und macht es stumpf: diese Gradation soll ihn stufenweise höher führen, und macht ihn matt; jene Inversion soll dem Gedanken einen Schwung geben, und macht den Zuhörer schwindlich: wie viel rhetorischen Wendungen des Cicero muß nicht also der geistliche Redner entsagen, um nicht ein tönend Erz zu seyn. — Und nun sezze man dazu, daß unsre ganze Wortfügung, nicht das periodische Bild erlaubt, das mit jedem Wort den Gedanken weiter führt, besser

aus-

ausmalt, und bei dem Schlußwort ein Siegel der Vollendung darauf drückt. Alle die feinen Künste der Lateiner gehen verloren, die eine Saite nach der andern mit jedem neuen Wort treffen, und mit dem lezten, das ganze Ohr und die ganze Seele füllen. Da nun die deutsche Sprache hierinn nie die lateinische erreichen kann: warum entsagt sie denn ihrer eignen Freiheit, um in römischen Fesseln sich periodisch im Triumph aufführen zu lassen?

Hat der Cicero auf der Kanzel mit dem Römer nichts ähnliches, als: „viel Worte „machen; einen kleinen Gedanken durch weit„schweifende Redensarten aufschwellen, laby„rinthische Perioden flechten, bei welchen „man dreimal Athem holen muß, ehe man „einen ganzen Sinn fassen kann *:„ so verkennet er Cicero ganz. „Sein Stil ist als„denn der schlechte Kanzelstil eines seichten „Homileten, der nur deswegen solche Pnev„mata herpredigt, damit die Zuhörer, ehe „sie ans Ende derselben kommen, den Anfang „schon mögen vergessen haben, und ihn deut„lich

* Litt. Br. Th. 3. p. 91.

„lich hören können, ohne ihn im geringsten „zu verstehen. — „Wenn solche Perioden, „die man geschrieben oder gedruckt, durch „alle ihre verschränkte und verschraubte Glie„der und Einschiebsel kaum mit dem Auge „verfolgen kann, ohne schwindlicht zu wer„den — wenn solche Perioden uns von der „bedächtlichen langsamen Aussprache eines „Kanzelredners Wort vor Wort zugezählet „werden; nimmermehr kann die feurigste „Aufmerksamkeit, das beste Gedächtniß sie „in ihrem ganzen Zusammenhange fassen, und „am Ende auf einmal übersehen *. Und im „Grunde sind dies nichts weniger, als cicero„nianische Perioden. Man suche die aller„längsten aus den Reden des Römers: man „findet keinen einzigen, in welchem die „Symmetrie in Gedanken und Worten ver„nachläßigt ist. Nur diese Symmetrie macht „die langen zusammengesetzten Perioden er„träglich, besonders wenn sie selten einge„streuet werden **.„

Ich schreibe diese Anmerkungen mit Vergnügen ab, weil sie wahr, nach dem Zustande unse-

* Th. 6. p. 313. ** p. 317.

unserer ciceronianischen Schulübungen nöthig, und wenn sie auch nur einen einzigen schlechten Homileten, oder Schulrhetor überzeugten, schon nützlich gnug wären. Ich habe sie aber sehr auslesen müssen, weil die Litt. Br. an diesen Stellen manchmal selbst in den weitschweifigen homiletischen Stil * unter homiletischstrenge Gründe, und in homiletisch langweilige Rechtfertigung ** sich zu verirren scheinen. Das erste und letzte citire ich unten; zu dem mittlern rechne ich die Worte: „Welcher Prophet, welcher Apostel, welcher „Kirchenlehrer hat je das Wort des Herrn „in ciceronianischen Perioden verkündigt? †„ Antwort: und wenn kein Apostel, Prophet und Kirchenlehrer es so verkündigt hätte: und der ciceronianische Periode wäre nicht meiner Sprache, dem Licht, der Ordnung, dem Nachdruck einer Predigt entgegen; ja wenn er alles dies beförderte — so ist er immer erlaubt, und nöthig, denn kein Apostel, Kirchenlehrer und Prophet hat das Wort des Herrn deutsch, auf Kanzeln siebzehn hundert Jahr nach Christi Geburt, in Mantel und

* p. 313. ** p. 321-347. † p. 317.

und Kragen, für unsre Zuhörer gepredigt. Und Paulus macht in seiner Sprache, nach seiner Denkart, zu seinem Zweck doch auch bisweilen Perioden, welche mit allen ihren Parenthesen nie von uns nachgeahmt werden können. Eben so mag ein andrer untersuchen: „ob Cicero solche labyrinthische „Perioden alsdenn geflochten, wenn er die „Ohren einer unwissenden Menge kitzeln, „wenn er gerichtliche Ränke brauchen wollte „u. s. w. *.„ Ich weiß nicht, ob Cicero solch ein Sophist gewesen, ich breche gar vom Kanzelstil ab, damit nicht, wenn dies wäre, ein witziger Kopf, der gemeiniglich an der Homiletik zuerst zum Ritter werden will, mir gar zu diesem Stück der Parallele salutire mit jenen Worten aus Ovids Verwandlungen:

Nunc quoque in alitibus facundia prisca remansit
Raucaque garrulitas, studiumque immane loquendi.

Ich frage vielmehr: Haben denn die Alten — haben selbst die Römer — haben sie selbst in der politischen Beredsamkeit ihren

* Litt. Br. Th. 3. p. 317.

ihren Cicero als solch ein erhabnes Muster angesehen, in quo ingenii humani summa vis et quasi mensura eluxit et constitit, und der das grössește Vorbild seyn müßte, sich ihm nicht blos nachzubilden, sondern ihm nachzuahmen, ihn zum Mittelpunkt der Nachahmung in allen Arten der Gelehrsamkeit zu machen — haben sie so gedacht? Es kann seyn: aber folgende Worte stehen auch in einem Römer, die seine Meinung von der alten Beredsamkeit enthalten, und die ich gleich auf unsre Homilien deuten kann. „Caßius Severus lenkte sich zuerst von jenem „gebahnten Wege der alten Rednerei ab: „aber ich behaupte, nicht aus Schwäche des „Genies, nicht aus Mangel der Gelehrsam„keit, sondern mit reifer Ueberlegung und mit „Verstand. Er sahe nehmlich, daß mit dem „Geiste der Zeitalter, und mit der Verände„rung des Numerus für das Ohr (diuer„sitate aurium) auch die Form und Gat„tung der Beredsamkeit sich ändern müsse. „Damals konnte ein Volk, das unerfahren „und ungebildet war, noch eine weitläuftige „Rede ausstehen: ja selbst das wurde dem

„Redner

„Redner zum Lobe angerechnet, wenn er einen „ganzen Tag mit seinem Vortrage hinbrachte. „Daher konnten lange Eingänge und Vor„bereitungen, eine Reihe historischer weit„hergeholter Umstände, der prächtige Auf„zug mit vielen Eintheilungen, die Steige„rung von tausend Beweisen, und was es „sonst vor Regeln in den trocknen staubichten „Büchern des Hermagoras und Apollodors „gibt — alles konnte damals zur Ehre ge„reichen: und hatte der Redner noch dazu „etwas von Weltweisheit genaschet, und „brachte aus ihr ein Stück in seine Rede — „o so wurde er zum Himmel erhoben! Und „wer wird sich hierüber wundern? Dies al„les war neu und unbekannt; selbst die we„nigsten Redner sahen die Vorschriften der „Redekünstler und die Sätze der Weltweisen „ein. Aber, mein Gott! jetzt, da alles dies „bekannt ist, da kaum jemand an der Kirchen„thür stehet, (der Römer sagt in cortina) „der nicht die Anfangsgründe der Religion, „(im lateinischen studiorum) wenn nicht ver„dauet, so doch gekostet hätte: ist da nicht „eine neue Rednerbahn nöthig, um dem Ohr

 „nicht

„nicht verdrüßlich zu werden: insonderheit „vor einer Versammlung, (der Römer sagt: „vor Richtern, die nicht nach Gesezz und „Recht, sondern nach Gewalt und Ansehen „ein Urtheil fällen,) die sich nicht immer „nach Gründen und Pflicht, sondern nach „Bequemlichkeit und Neigung bestimmet, die „sich nicht vom Redner Zeit vorschreiben „läßt, sondern sie sich selbst nimmt.„ So urtheilten die Römer *, über einerlei Redegattung, vor einerlei Volk, über einerlei Materie, in einerlei Sprache, zu einerlei Zwecken; blos die Zeit hatte sich geändert — Und wir, in einer ganz verschiednen Art von Beredsamkeit, vor andern Zuhörern, über andre Sache, in einer andern Sprache, zu andern Zwecken, wollen ihnen blind nachahmen? —

Jetzt höre man des vorigen Römers Urtheil von Cicero, über den er doch besser urtheilen konnte, als wir: „Cicero hat ebenfalls der alten Beredsamkeit den Ausdruck „seiner Zeit vorgezogen, und hat die Redner „eines frühern Zeitalters in nichts so sehr „über=

* De cauſſ. corrupt. eloquent. dial.

„übertroffen, als in Urtheil. Er ists, der „die Rede zuerst ausgebildet, zuerst eine Aus„wahl in Worten, zuerst Kunst in Zusam„mensezzung der Theile gezeigt: blühendere „Stellen versucht, einige nachdrückliche „Sprüche erfunden — insonderheit in seinen „spätern Reden, die er in seinem Alter auf„gesetzt, als er durch Uebung und Erfahrung „es schon gelernt hatte, welches die beste Art „des rednerischen Vortrages sey. — Aber „seine ersten Reden haben nicht ganz die Feh„ler der alten Beredsamkeit vermieden: er „ist in den Eingängen schläfrig, im Erzählen „weitschweifig, schweift müßig aus: kömmt „spät in Hitze, und selten wird diese Hitze „Feuer u. s. w.„ Ich führe diese Stelle an, nicht als wenn wir die Fehler zu vermeiden hätten, die ihm Aper Schuld gibt, die muste man damals vermeiden, da der Verfasser dies schrieb, und in Absicht auf uns hat sich diese jüngere Beredsamkeit ohnstreitig wider sehr geändert. Ich will nur das ungeheure Vorurtheil bestürmen: Cicero ist ein Muster der Beredsamkeit, schlechthin und ohne Einschränkung: ihn nachahmen, heißt Original

 seyn!

seyn! und zehn solche hochtrabende Ausdrücke, nach denen man in unsern Schulen, wie man sich rühmt, junge Ciceronen bildet, und sie mit einem reinen gewässerten Stil zu einem lateinischen Perioden in ihrer lieben Muttersprache gewöhnet. Ernesti in seiner nützlichen Vorrede zu Cicero, und Klotz in seinem Genius seculi *de Ciceronianis* haben einige im Schwange gehende Fehler der wörtlichen Nachahmung gerüget: wie weit der veränderte Geist der Zeiten und Situationen selbst dem Geist der Beredsamkeit eine andre Gestalt gegeben — will ich nicht untersuchen, sondern kehre zu meinen geistlichen Ciceronen zurück. Mein folgendes Fragment betrachtet die Homiletik nicht zunftmäßig und theologisch: sondern als ein Stück der Litteratur; in diesem Gesichtspunkt lese man es *. Es geht den vorigen Vergleichungen der Briefe nach, und zeigt: daß die Homiletik eine ganz andre Beredsamkeit fodre: daß sie

* Da es hier unter lateinischen Schriftstellern exuliren würde; so bleibts unter meinen Papieren.

sie allemal bei Ausbildung nach der politischen der Alten leiden müsse: und an sich ihrem wahren Begriffe nach ihr ganz und gar nicht nachstehe.

7.

Ein Anhang von einigen Streitigkeiten der Briefe mit Wieland, Cramer, Klopstock.

Ich werde vielleicht nie mehr so nahe, an die Gränzen der Theologie streifen; und nehme daher noch einen kleinen Ausweg.

Ob ich gleich in meinen Fragmenten nichts minder, als den Insekten ähnlich seyn will, die insonderheit nach faulen Schaden hingezogen werden, sich von der Fäulniß nähren, und in sie ihre Brut legen: so muß ich doch, der Verwandschaft meiner Materie wegen, nachdem ich mich an so viel blühenden Stellen genährt und ergötzet, und sie vielleicht fruchtbar gemacht, auf Nuancen der Litt. Br. kommen: die ich vorbeigehen

wollte. So siehet ein Geliebter in den Geheimnissen seiner Schöne Verunstaltungen, er will sie nicht sehen, und schlägt die Augen nieder; aber er sieht auch in diesen Geheimnissen etwas Ansteckendes, das kann er eben aus Liebe zu ihr nicht verschweigen.

Ein Kunstrichter sieht seinem Schriftsteller ins Gesicht, ohne nach seinem Herzen zu schielen. Er irret; — warum mußte der Irrthum aus dem Herzen kommen? leite ihn in den Verstand zurück und bessre ihn. Ist der Irrthum schädlich; ohne den Irrenden über die Achsel verachtend anzusehen, und zu eifern: zeige blos das Nicht-Nützliche in seinem Irrthum; so wird ihn kein Mensch annehmen. Es gibt gewisse Seitenblicke, die mehr sagen, als ein ganzes Gespräch, die der, so sie gethan, leicht wegschwatzen kann; aber der, so sie gesehen, läßt sie sich nicht wegschwatzen. Ein Wort vergißt man; ein Blick bleibt in der Seele.

Ich habe Wielands Letzte der Sympathien in seinen prosaischen Schriften gelesen, und sie ist der Pendant zu der Recension *, die ihn

* Litt. Br. Th. 1. p. 35. 36. 40. 62. 63. 64.

ihn nicht blos klein; sondern schwarz macht: zwei sehr verschiedne Sachen. Wenn Wieland zum Reformator ungeschickt ist, wie ichs gerne zugebe, warum muß er zu verstehen geben, daß er aus dem Inhalt der Dogmatik sich nichts mache, „warum müssen die „Theologen aufgeboten werden, dies in Be- „trachtung zu ziehen *, „warum wird Shaftesburi hier als der gefährlichste Feind der Religion ihm zur Seite gestellt; es ist ja überall von Methode die Rede, und diese ist schlecht; der Kunstrichter kann sie widerlegen: er kann das Unnütze und Schädliche seiner Vorschläge zeigen: er ruft aber aus: Mordbrenner! ehe man recht weiß, wo es brennt.

Cramers Methode, einem Kinde Jesum kennen zu lernen, mag untauglich seyn, „weil „sie eine Entkräftung, nicht Erleichterung „mit sich führt **,„ aber warum muß man sich † wundern, wie der Aufseher eine so heterodoxe Lehrart zur Nachahmung habe anpreisen können. Setzt dies nicht zum voraus: der Aufseher sollte orthodox seyn, sieht

* Litt. Br. Th. 1. p. 63. 64.

** Litt. Br. Th. 3. p. 59. † p. 65.

seine Lehrart heterodox an, und preiset sie, vielleicht aus Liebe zur neuern Heterodoxie, an: denn so heißen die folgende homiletische Ereiferungen: „aber wissen Sie denn nicht, daß „jetzt ein guter Christ ganz etwas anders zu „seyn anfängt, als er noch vor dreyßig, „funfzig Jahren war? Die Orthodoxie ist „ein Gespötte worden; man begnügt sich mit „einer lieblichen Quintessenz, die man aus „dem Christenthum gezogen hat, und weicht „allem Verdacht der Freidenkerei aus, wenn „man von der Religion fein enthusiastisch zu „schwatzen weiß.„ Wie wäre es, wenn diese Worte in einer allgemeinen deutschen Bibliothek geprüft worden wären?

Aber es kann alles dies seyn: das bleibt doch immer, daß es eben dieser Recensent nicht wissen, hier bei dem Aufseher sagen, und bei dieser Gelegenheit am mindesten sagen durfte. Der Aufseher irrt in der Erziehungsmethode seiner Kinder; ist er darum ein Heterodox, nicht so ein guter Christ, als die Leute vor dreyßig Jahren; gehört er zu der Zeit, der die Orthodoxie ein Gespötte ist u. s. w. Der Kunstrichter darf freilich nicht

alles eben auf ihn gemeinet haben; aber wenn er mehr, als ein guter Christ, wie die Leute vor funfzig Jahren seyn will, so muß er uns nicht ungewiß lassen, auf wen ers sagt: er muß bedenken, daß er ein Briefsteller der Litteratur im Jahr 1759. seyn soll, den die Orthodoxie, das Christenthum, der Verdacht der Freidenkerei, das fein enthusiastische Geschwätz, die Quintessenz u. s. w. nichts angeht; der höchstens darüber urtheilen soll, ob das Kind ein Socinianer wird; nicht aber darüber, ob es der Vater zum Socinianer machen wollte, ob seine Methode Lehrbegrif sey, und ob es eben seine Absicht sey, diesen Lehrbegrif, diese Quintessenz mittheilen zu wollen; ob es sein Zweck gewesen, die Wahrheit, die er erleichtern wollte, zu entkräften, zu verstümmeln, herabzusetzen: denn sonst ist der ganze Eifer hier am unrechten Ort. Und überhaupt diese orthodoxe Untersuchung, gehört sie zu „liederlichen *„ Briefen über die neueste Litteratur? — Dörfte es nicht, so fremde als die

* Th. 4. p. 403.

die Ueberschrift wäre *: „Die göttliche Natur Jesu vertheidiget von einem Berliner Juden, gegen den Hrn. Hofprediger Cramer„ eben so fremde lassen: „die Orthodoxie des Hrn. Hofpr. Cramers bestritten in den Briefen über die neuere Litteratur:„ und wenn auch die ganze Frage sich darauf einschränkt: „ob diese Art, ein Geheimniß beyzubringen, anzurathen sey?„ so sage ich lieber **: „darüber mögen unsre Theologen urtheilen!„ dem kranken Officier dörfte nicht eben so viel daran liegen.

Man sieht; ich bin kein Vertheidiger des Hofpredigers, der von ihm eine Pfarre haben will! ich bin auch kein Rechthaber gegen die Litt. Briefe; denn ich weiß, daß wenn es aufs Entschuldigen ankömmt, jeder der beste Erklärer seiner Worte seyn wolle: ich bin auch kein gründlicher orthodoxer Theolog, um die Streitfrage zu untersuchen; aber wenn ich auch blos als ein ehrlicher Laye, der sein griechisch Testament versteht, urtheile: so ist die theologische Widerlegung des Recensenten † gesucht,

* Th. 5. p. 198. ** Th. 5. p. 202.
† Litt. Br. Th. 6. p. 357-368.

gesucht, und ich wollte ihn gewiß nicht zu meinem Bibelerklärer nehmen, wenn er die Bibel, wie Blifil lieset, dem Thomas Jones Prügel zu verschaffen.

Er will die Rede des Apostels vor den Atheniensern, vor Felix, vor Agrippa retten: gerettet hat er sie; denn auch ich finde durchaus die Cramerische Methode nicht in ihnen; aber wie er weiter fortschließt? — das ist eine andre Frage. Das sieht man doch bei dem ersten Anblick: daß Paulus sich nach den Begriffen der Athenienser bequeme, nicht um ihnen zu schmeicheln, sondern ihre Neugierde, ihre Religiosität, ihren Altar des unbekannten Gottes, ihren Hochmuth, daß sie das erste Volk wären, auf den Begriff des wahren Gottes, auf eine neue Zeitperiode der Sinnesänderung, und auf große Erwartungen in der Zukunft zu lenken. Er ließ sich in ihre Welt der Denkart herab, um ihnen das Charakteristische seiner Religion zu zeigen, wie es von der ihrigen abstach: ihre Neigung zum Wunderbaren und Religiösen fesselte, und ihre Irrthümer zerstörte. Ich sehe also nicht, daß P. von Christo schweigt,

schweigt, um Hr. Cramers Methode zu beweisen: aber das weiß ich auch nicht, ob wenn P. „noch ein zweites Wort gesprochen, es ohnfehlbar von der Gottheit dieses Mannes würde gewesen seyn.*„ Wie weiß das der Kunstr. so ohnfehlbar? das ist immer ein barmherziger Schluß: das würde er gethan haben, wenn er nicht unterbrochen wäre! Daß P. so gewaltsam unterbrochen ** sey, als wenn der Donner in unsre Kirche während einer Predigt schlägt, wird der nicht sagen, der den Markt zu Athen auch nur als Fremdling kennet, der die Worte im Griechischen gelesen, und der da weiß, daß diese ganze Rede sich eher einem Discours nahe. — Beweisen kann Cramer eigentlich nichts für sich; aber ihn hieraus widerlegen auch nicht, und es wird lächerlich, wenn der Recens. sich auf die neuen Götter † beruft, nach seiner Uebersezzung. Auch der Jesus der Socinianer ist doch mehr, als die δαιμονια der Athenienser, die blos glaubten, P. wäre ein Bote fremder Schutzgötter. (ξενων δαιμονιων καταγ-

* Th. 6. p. 359. ** p. 358. † p. 361.

καταγγελευς) Der Recens. will Cramern seinen Stab aus der Hand winden; darinn hat er recht; er will ihn aber mit diesem seinen eignen Stabe auch züchtigen: das ist zu viel.

Ich habe es schon gesagt: ich bin ein Laye; ich weiß also nicht, ob Heumanns exegetische Erklärungen * so ganz außer Zweifel gesetzt seyn möchten; ich habe weder Seb. Schmidt, noch Fabricius, noch Heumann gelesen, aber, wie sie der Rec. anführt **, so kann Schmidt und Fabricius Recht haben, daß P. sich den Begriffen und der Sprache seiner Zuhörer bequemt, und sich vor den blos jüdischen Ausdrücken und Vorstellungsarten jetzt in Acht nimmt: und Heumann kann Recht haben, daß er deswegen keine Jesuitische Bekehrungsklugheit bewiesen habe; und doch folgt nichts für und wider Cramer.

Dies gilt auch von der Rede vor Felix: nichts für Cramer: es ist eine Schutzrede des Paulus! Nichts wider Cramer, denn die Worte: er hörte ihn vom Glauben an Chri-

* Litt. Br. Th. 6. p. 361. ** p. 362-364.

Christum * (περι της εις χριστον πιστεως) sind ja offenbar blos der Titel einer christlichen Predigt, der dem Lucas und andern geläufig ist. Felix will von Paulus neuem Glauben was hören, aus Neugier; P. aber lenkt, statt diese zu stillen, den Vortrag darauf, um ihn zu bessern. Wo weiß der Rec.** daß „Felix und seine Gemahlinn den Apostel „von den unbegreiflichsten Geheimnissen unserer Religion gehöret; daß sie über diese „unbegreifliche Geheimnisse nicht erschrocken „sind, daß diese unbegreifliche Geheimnisse „nicht Schuld hatten, daß sie nicht Christen „wurden —„ mein Gott! wo hat der Mann das alles her? —

So auch in der Schutzrede P. vor Agrippa! Sie ist offenbar nichts, als Schutzrede vor einem Manne, der ein Jude war, in einem Gesichtspunkt, den er beurtheilen konnte, daß P. kein Verächter der jüdischen Religion, und worinn die christliche von jener abgehe, nöthig, und besser sey. Hier also gar nichts für Cramer; aber wider ihn? auch nichts! wie schwer

* p. 366. ** Ebendaselbst.

schwer sind doch die Fragen, über die der Recens. hinspringt? * „was dachten die Juden vom Meßias? was erwartete Agrippa in ihm? in wie weit konnte sich P. ihnen bequemen? und mußte sie widerlegen? –„ Und war das nicht blos der letzte Nebenzweck, den der Rec. so gewiß zum Hauptzwecke macht: „er mußte ihn überführen, daß Jesus der versprochene Meßias sey!„

Gnug! damit nicht jemand von dieser Streitigkeit bei mir sage, was ich von diesem ganzen weitläuftigen Zänkereyen in den Litt. Br. wünsche: o wären sie nicht! Es mag indessen, wer da will, das letzte Wort behalten — das fühle ich: daß ich nicht eben wünsche, dieser Rec. zu seyn, um meiner selbst willen: und wenn ganz Deutschland voll von ihnen wäre: so würden wir jenem Kriegsheere ähnlich seyn, welches, da der Mond den Schatten der Feinde weit von sich streckte, auf diese Schatten seine Pfeile drückte. Freilich war diese Tapferkeit nützlich, um sie warm und

* Th. 6. p. 367. 368.

und in Bewegung zu erhalten: aber übrigens so viel, als Müßiggang.

Ich habe in dem ersten Stück dieser Sammlung den Gedanken mit dem Ausdruck zusammen gepasset: dies ist die beste Seite, um an die schlüpfrige Materie zu tasten, die Klopstock wider seinen Willen darstellte. Er sagt, in seiner dritten Art über Gott zu denken: * „Sich der obersten Stufe nähern, „nenne ich, wenn die ganze Seele von dem, „den sie denkt, so erfüllt ist, daß alle ihre „übrigen Kräfte von der Anstrengung ihres „Denkens in eine solche Bewegung gebracht „sind, daß sie zugleich und zu einem Endzwe„cke würken: wenn wir uns nicht enthalten „können, unser Nachdenken durch irgend ei„nige kurze Ausrufungen der Anbetung zu un„terbrechen; wenn, wofern wir darauf kä„men, das, was wir denken, durch Worte aus„zudrücken, die Sprache zu wenige und zu „schwache Worte dazu haben würde. Wofern „man

* Nord. Auff. Th. 1. St. 25.

„man im Stande wäre, aus der Reihe, und „daß ich so sage, aus dem Gedränge dieser „schnellfortgesetzten Gedanken, dieser Gedan„ken von so genauen Bestimmungen, einige „mit Kaltsinn herauszunehmen, und sie in „kurze Säzze zu bringen; was für neue Wahr„heiten von Gott würden oft darunter seyn!„ So Klopstock, und sein Recensent:* „Die „Sprache kann alles ausdrücken, was wir „deutlich denken; daß sie aber alle Nuancen „der Empfindung sollte ausdrücken können, „das ist eben so unmöglich, als es unnöthig „seyn würde. Keine einzige neue Wahrheit „läßt sich im Taumel unsrer Empfindungen „haschen! Ich verdenke es dem Verf. sehr, „daß Er sich bloß gegeben, so etwas auch „nur vermuthen zu können u. s. w.„ Ich will nicht weiter abschreiben; der Rec. sieht K. an der wahren Quelle aller fanatischen und enthusiastischen Begriffe von Gott: sieht dies als Irrthümer an, als den Weg, ein Schwärmer, ein Böhme, ein Pordage zu werden, sieht eine Theorie, die den Beschuldigungen

* Litt. Br. Th. 3. p. 78.

der Gottschede und Hudemanns zu statten kömmt. — — Himmel, was sieht der Mann alles? Ich bin doch auch, sagte jenes naive Mädchen bei Eulenspiegels Malerei, die kein unächtes Kind sehen sollte, ich bin doch auch kein Hurenkind, und sehe nichts!

Wer hat es denn dem Kunstrichter in den Kopf gesetzt: Klopstock wolle philosophiren!* Klopstock philosophiren? Die beste Art zu denken, ist ja nicht die logisch beste bei ihm: das sagt er ja nirgends, und daß er sich hievon zu schreiben nicht übernimmt, zeigen seine öfters unbestimmte Ausdrücke, die ja nicht Philosophie seyn können. Und doch redet der Kunstr. vom Philosophiren beständig; will Neues haben, wo K. an nichts Neues denkt: protestirt wider Irrthümer, spricht von der üblichen Sprache der Weltweisen, und sieht überall dies Stück im Aufseher, als ein Programm an, das im Namen eines Prof. der Metaphysik am schwarzen Brette feierlich zu einem Collegio über die natür=

* Th. 6. p. 375. 377.

natürliche Gottesgelahrtheit einladet. Er lieset als Philosoph, und Klopstock schrieb — wie kann Er auch anders schreiben? — als gefühlvoller Mensch, Christ und Dichter. Hätte der Kunstrichter dies nachdrucksvolle Er * bedacht: so würde er ihn haben erklären können, nicht ankezzern dörfen.

Da ist mit einem mal der gräuliche Knote aufgelöset, der K. mit Schwärmern, mit Irrgeistern, mit Enthusiasten, zusammenknüpfen will. Die philosophische Art von Gott zu denken ist, aus einem menschlichen Sehepunkt betrachtet, daß eine blos kalte metaphysische Denkart der ganzen Bestimmung des Menschen, der ganzen Natur seiner Seele, und der ganzen Beschäfftigung seines Lebens nicht angemessen seyn dörfte: und so fern hat er völlig Recht. — Die zweite Denkart ist der Zustand christlicher Empfindungen, wie selbst der Rec. erkennet; und daß hier nichts schwärmerisches sey, wird mir jeder zugeben, der einige Erbauungsstücke

* Th. 6. p. 376. 377.

dieser Art gelesen; ja ich kann hier einen Verfasser nennen, der sich doch gewiß nicht zu den Fanatikern versteigen wird — es ist Spalding. Man lese seine Abhandlung: vom vernünftigen Werth der Andacht, und man hat eine Schutzrede für K. gelesen: was kann man aber davor, wenn K. sich nicht philosophisch ausdrückt, da sein Rec. und sein Vertheidiger Basedow solche Ausdrücke selbst in der erbaulichen Denkart an Gott suchen. — Nun die dritte Denkart! Alle ungeheure Schatten von Irrthümern verschwinden, wenn, (und was ist bei K. vermuthlicher als dies wenn?) wenn man sie nennt, die Denkart eines gefühlvollen christlichen Dichters! Eine poetische Einbildungskraft kömmt zu der menschlichen Vorstellungsart, und zu den christlichen Empfindungen dazu, und siehe da! ist Klopstocks beste Art über Gott zu denken. Für K. die beste Art? Ob für K. als den Nord. Auff.? Ob für jeden Leser des Auffehers? Ob für jeden Christen? Schwere Fragen! aber die hat niemand erregt; gnug! es ist die beste

Art

Art für K. als einen Dichter der Religion, und für jeden sympathetischen Leser.

Und kann K. nun nicht in einen Enthusiasmus gerathen, wo ihm schwer wird, was er denkt, durch Worte auszudrücken, wo die Sprache für ihn zu schwache, zu wenige Worte hat—? Allerdings! und wo bleibt nun die an sich wahre Anmerkung des Recens.: „Ja! das kömmt daher, daß du nicht deutlich denkest.„ In dieser poetischen Begeisterung konnte, und dorfte, und mußte ich auch nicht blos deutlich denken, sonst wäre ich ein elender Tropf geworden. Wo bleibt der Machtspruch: „daß die Sprache alle Nuancen der Empfindung sollte ausdrücken können: das ist eben so unmöglich, als es unnöthig seyn würde.„ Unmöglich? das wollte ich fast sagen: denn wer je etwas von der Begeisterung geschmeckt, da unsre Einbildungskraft ringet, um Bilder und Empfindungen, ungesagte Bilder, und wahre, mächtige, lebhafte Empfindungen auszudrücken, der wird die süße Mühe, die freudenvolle Geburtsschmerzen kennen, in denen ein Kind

des Genies zur Welt gebohren ist. Eine Empfindung in ihren Nuancen auszudrücken, ist also äußerst schwer (man erinnere sich an mein sechstes Fragment) aber unnöthig? Wie kann ich eine Empfindung ohne diese Nuancen erhaschen, ausdrücken, wieder erkennen? Der Kunstrichter wird eigensinnig: ich appellire an das Publikum. — Hätte K. uns seine Empfindungen in allen ihren Nuancen zeichnen können: so hätte derselbe G. nicht so delikat sagen dörfen: K. Lieder sind so voll Empfindung, daß man nichts dabei empfindet! — Da das aber unmöglich ist, eine Empfindung mit allen ihren Nuancen in einer Sprache der Vernunft zu zeichnen; so bin ich gerade der gegenseitigen Meinung: „eine Empfindung muß mit ihren Nuancen sich bestmöglichst ausdrücken;„ sonst erkennet man sie nie wieder: — „man suche also die reichsten und triftigsten darunter,„ damit sie auch wieder Empfindung würke. Das erste Merkmaal hat K. überall gezeigt, und er ist in meiner Seele unser größte Dichter an Empfindung;

das

das zweite hat er mannichmal verfehlt; aber das bleibt immer, daß einige Stücke aus seinem Meßias, einige seiner prosaischen Oden, und einige seiner Lieder, gleichsam lebende Ausdrücke dieser weichen, menschlichen, christlichen, dichterischen Einbildungskraft sind. Ich sage mit dem Wort, lebende Ausdrücke, so viel, als ich sagen kann; nur man muß als Mensch, als Christ, als Dichter, nicht aber als ein genauer Philosoph und ekler Kunstrichter lesen: sonst nimmt man keine dieser Nuancen wahr, und empfindet da wenig oder nichts, wo der andre viel empfindet. Freilich ists bei dieser Gattung des poetischen Ausdrucks wahr: niemand empfindet so viel dabei, als der Dichter, da ers dachte; selbst er, empfindet nicht völlig mehr so viel, wenn er es lieset; und ein fremder Leser mit einem andern Ton der Seele vielleicht noch minder. Allein, da die Sprache eigentlich gar kein Ausdruck der Empfindung, sondern mehr der Begriffe ist: so schreibe ich auf meine kleine Scherbe willig auf: omne tulit punctum! wenn ein Poet

in seine Sprache nur einige lebhafte und rührende Nuancen der Empfindung hineinkämpfen kann: und der geistliche Liederdichter ist ohne Bedenken bei mir der größeste, der „ein Lieblingsdichter aller alten Weiber„ ist. Der spottende Kunstrichter denkt damit K. herunter zu sezzen *: ich aber beklage ihn, daß er diese Stufe nicht erreicht, und ich wünsche sie ihm vor andern kältern Liederdichtern gewiß zum voraus.

Aber kann man auch in diesem Taumel von Empfindungen neue Wahrheiten haschen? Neue, wirklich neue philosophische Wahrheiten? Nein! und Klopstock ist ein Schwärmer, wenn er eine einzige dieser sich hervordrängenden Gedanken in die Reihe der Wahrheiten sezzt, die die natürliche und geoffenbarte Theologie von Gott lehret. Aber das wird K. bei seinem unvorsichtigen Ausdruck: Wahrheiten, nicht haben sagen wollen: denn man weiß ja, was einem dichterischen Kopf Wahrheit ist: poetisch wahrscheinliche Vermuthungen, sinnlich lebhafte Vor-

* Litt. Br. Th. 6. p. 377.

Vorstellungsarten, moralisch gewisse Empfindungen, die nur jenen Wahrheiten der Philosophie und Offenbarung nicht widersprechen dörfen und müssen. Und wie reich ist K. überall an solchen neuen Gedanken, die seine poetische Empfindung hervorgedränget, in die Sprache gezwungen, und die sich in dieser Gestalt in unser Herz lagern. Meine Einbildungskraft ist viel zu kalt, um bei gesundem Verstande je ein Schwärmer zu werden; aber das weiß ich, daß manche einzelne Stellen aus K. so tiefe Eindrücke in mich gemacht, daß sie Tagelang den Ton meiner Seele haben stimmen können; und bei dem lebendigen Lesen dieses Dichters — in diesem Zustande allein ists möglich, die Denkart sich vorzustellen, da K. empfand und dachte, und erfand, und mit seiner Sprache kämpfte, und sprach. — —

Ich habe mich mit Fleiß statt der philosophischen Kunstwörter, mit denen alles freilich ungleich deutlicher würde, der streitigen Ausdrücke selbst bedient: nun lasse ich ein

paar

Paar andre gründlichere Männer auftreten: wohin wird sich die Waage neigen?

„Klopstock unternahm es, die feinsten „und unbemerktesten Empfindungen dem An„schauen der Menschen darzustellen, oder die „stärksten und erschütterungsvollesten Leiden„schaften nach der Natur zu schildern. Er „mußte deswegen auf alle ihre Züge und „Wendungen, auf ihre mannichfaltigen Wir„kungen und Verhältnisse Achtung geben, „und sie von ihrer Geburt an, bis auf ihre „höchste und feinste Entwickelung, bis zu ih„rer tiefsten Entfernung in die Seele verfol„gen; das heißt: er mußte sie anschauend „erkennen, ehe er sie anschauend darstellen „konnte.„ * Wenn K. nun diese Züge und Wendungen und Verhältnisse zu diesem anschauenden Bilde, neue Wahrheiten nennt: so ist er Genie: ein liebenswürdiger poetischer, nicht aber ein irrender theologischer Schwärmer: ein Enthusiast, der seine Empfindungen zu einer außerordentlichen Höhe aufschwingt; nicht aber ein Fanatiker, der

den

* Litt. Br. Th. 13. p. 15.

den physischen Einfluß eines höhern Wesens zu fühlen, und sich von ihm mit neuen Wahrheiten beschwängert glaubt: — zwei unendlich verschiedne Namen, die aber gar zu oft verwechselt werden.

Ich habe gerettet, was K. hat sagen wollen: ohne mich darüber zu streiten, was er gesagt. Ich habe es gerettet, ohne die Frage zu beantworten: ob große Genies mit dem Verstande empfinden können? * Ein Einfall, den die philosophische Laune des sinnreichen D. ausgeboren, der das schmeichelhafteste Compliment für die Genies, und für K ist, den ich so wenig, als D. bestätigen kann, da ich auch sagen muß: „zu deren Mittel ich nicht gehöre!„ der aber aus der vorangeführten Klopstockschen Behauptung, vielleicht bestätigt würde: — vielleicht und vielleicht auch nicht; ich habe seiner nicht nöthig.

Die Natur der menschlichen Seele verkennet überhaupt in ihren Würkungen die Abtheilung der Kräfte, wie die Philosophen sie in

* Litt. Br. Th. 13. p. 27.

in ihr abgetrennet. Freilich bleiben es immer zwo verschiedne, und ich dörfte fast sagen, einander entgegengesetzte Seiten: lebhaft empfinden, und deutlich denken: anschauend erkennen, und abstrakte Ideen bilden; sinnlich unterscheiden, und das Merkmaal des Unterschiedes vernünftig wahrnehmen; hierinn hat D. dem Verf. des Versuchs über das Genie seine Lücke, wie mich däucht, sehr wahr gezeiget. Da aber eine jede Menschenseele diese beide Fähigkeiten, gemeinschaftlich, wiewohl nicht in gleichem Maaß und Ebenmaaß, ausgebildet: so können unsre anschauende Kräfte, in diesem Zustande der dichterischen Empfindungen, von der Vernunft gewisse Wahrheiten und Gegenstände borgen, sie auf eine Zeitlang als Geschöpfe ihrer Art behandeln, daß es fast schiene, daß sie mit der Vernunft empfänden. Allein, diese kleinen Umtauschungen verrücken nie dem Philosophen die Gränzen, ob das Genie gleich diese ganz und gar niederreißt. Es ist für mich eben so unbegreiflich: daß eine menschliche Seele mit dem Verstande

empfin-

empfinden könne, und daß es philosophisch wahr wäre: K. Einbildungskraft erfindet neue Wahrheiten — als es mir unbegreiflich ist: wie ein höheres, völlig geistiges Wesen sich eine sinnliche Empfindung rein und deutlich denken könne. Ich weiß nicht, ob ich die Schwierigkeit helle gnug zeige: aber alsdenn könnte ich sie mir auch auflösen.

Indessen soll uns diese Blödigkeit, mit welcher wir in die Seele schauen, auch blöde machen, von den Empfindungen andrer zu urtheilen. Was mir vielleicht blos eine Nahrung des Verstandes, oder eine Aufregung der Einbildungskraft dünkt: kann bei dem andern wirksamer auf sein Herz, oder mindstens eine Folge von erregten Empfindungen seyn. Diese Entschuldigung mag zum voraus der Einwendung begegnen: „wie kann „K. eine poetische Art über Gott zu denken, „jedem Christen als die beste anpreisen?„ —

„Die beste Art über Gott zu denken ist, „die jeder Christ haben kann, und soll. Und „von dieser Art ist die Klopstocksche dritte „eben nicht. Es kann aufs höchste die Denk-

„art

„art eines Christen seyn, der zu gleicher Zeit „ein Dichter ist, und zwar ein Dichter, der „seine Religion ungemein zu ehren glaubt, „wenn er ihre Geheimnisse zu Gegenständen „des schönen Denkens macht. Gelingt es „ihm nun hiemit: so wird er sich in seine „verschönerte Andacht verlieben, ein süßer „Enthusiasmus wird sich seiner bemeistern, „und der erhitzte Kopf wird mit allem Ernst „anfangen, zu glauben, daß dieser Enthusias„mus das wahre Gefühl der Religion sey. „Ist er es aber? Und ist es wahrscheinlich, „daß ein Mensch, der die Allgegenwart Got„tes denkt, wirklich das dabei denkt, was er „denken sollte, wenn er seine Andacht auf „die Flügel des Klopstockischen Hexameters „setzt und anhebt:

Als ich das kleine Leben noch lebte u. s. w. „Alles schön! aber sind das Empfindungen? „Sind Ausschweifungen der Einbildungskraft „Empfindungen? —„ Diese Einwürfe, die die Litterat. Br. nicht ganz unrecht Wielands Empfindungen * machten, könnte mir

* Th. 1. p. 38.

mir jemand hier wiederholen. Ich will sie so fern zugeben, daß K. beste Art, über Gott zu denken, nicht für jeden, zu aller Zeit, einzig und allein die beste Art seyn könne: daß bei Leuten von groben Begriffen die zweite vielleicht die bessere sey, daß selbst der feurigste Dichter nicht ohne die erste seyn müsse: daß eine aufgeregte poetische Einbildung an sich nicht die stille taumellose Empfindung sey, die die Religion fodert und die moralisch uns bessert, folglich so fern die zweite eine bessere Art über Gott zu denken ist, als die poetische Aufwallung: daß K. übel verstanden, und übel nachgeahmt, verführerisch sey u. s. w. alles dies gebe ich zu, und wünsche also dies Blatt aus dem Nordischen Aufseher weg; aber das getraue ich mir nicht zu sagen, was der zuletzt angeführte Rec. predigt: „wo die Ein„bildungskraft so geschäfftig ist, da ist ganz „gewiß das Herz leer, kalt: so wird die Re„ligion weggewizzelt u. s. w.„* Ich kann blos

* Th. 1. p. 40.

blos wissen: „ob die Gemälde der Einbil-„dungskraft bei mir Empfindung erregen?„ aber: „ob sie nicht bei dem andern Folgen „und Begleiterinnen der Empfindungen „sind, die er uns nur nicht gut vorzeiget?„ das kann man nicht so durchaus entscheiden! Einbildungskraft und Empfindung sind zwo genaue, aber auch oft eigensinnige Freundinnen, zwischen welche sich ein dritter behutsam mischen muß.

IV.

Nachschrift.

Ich muß diese dritte Sammlung aus den Händen lassen, ohne noch zu wissen, wie ihre beide ältern Schwestern aufgenommen sind; ich gebe ihr also einen Scheidebrief mit, den vielleicht schon die erste hätte vorzeigen sollen.

Ich würde lachen, wenn man die erste Sammlung für eine sehr unvollständige deutsche Grammatik; die zweite für eine sehr ungründliche Bibelerklärung, für eine sehr mangelhafte Abbildung der griechischen Dichtkunst; und endlich diesen dritten Theil für gar keine standesmäßige Anpreisung der Römer, förmlich und feierlich erklärte. Das kann ein jeder sehen, daß ich blos Stückwerke von Materialien aufzeigen wollte, so fern die Gelegenheit es erlaubte, und eine Stelle es foderte, um über sie urtheilen zu können. Sagt man also: „meine Gesichtspunkte sind wahr, „aber noch nicht einleuchtend gnug: sie sind „nützlich, aber nicht vollständig, sie reizen,

„aber wir wünschen weiter zu sehen!„ sagt man dies, so lobt man mich, wie ich wünsche, über Fragmente gelobt zu werden.

Aber wenn man mich aus fremden Standorten ansähe; das überginge, was ich zuerst nur von weitem zeige, ob man auch darauf merke? — auf das lobend oder tadelnd fiele, was ich hingeworfen; kurz! an meinem Bilde Fußzehen, Kolorit, und Faltenwerfung betrachtete; alsdenn habe ich vergebens geschrieben, und wie schmerzhaft ist dies für den, der als Liebhaber, als Patriot schrieb, über Sachen, von denen er weder Titel, noch Brot, noch Lohn hat.

Ich habe hier und da freie Urtheile eingestreuet: wie sie dastehen, scheinen sie leichtfertig, ich nehme dies Wort in seiner ursprünglichen Bedeutung; aber wie ich sie dachte, waren sie peinlich. Wer da sagt, daß ich um Beifall buhle; der hat mir nicht ins Gesicht gesehen: viele müßten sich selbst ablegen, wenn sie von meinen schlechten Fragmenten blos unpartheiisch urtheilen wollten.

Wäre

Wäre unser Büncherton in Deutschland republikanischer; wie manches hätte ich deutlich sagen können, wo ich jetzt, vielleicht dunkel, oder kühn in Parabeln und Anspielungen rede. Wer diese als Zwecke, und Schönheiten meines Stils ansieht: der siehet mit mir nicht gleich; wer aber sagt, daß ich blos um leichtsinnig zu tadeln, habe schreiben wollen, der thut mir Unrecht. Da die meisten Schriftsteller, über die ich rede, berühmter sind, als daß ich mit meiner schwachen Brust ihr Lob würdig ausrufen könnte, wie ich dies mit voller Ueberzeugung hinschreibe: so konnte ich von mir selbst es nicht fodern, sie im akademischen Leichenton zu loben: man nehme von einem Armen ein kleines herzliches Wort statt gleißender Complimente an. Ich rede blos von Schriften, die das Vergnügen und die Beschäftigung meiner Einsamkeit ausmachen, die ich nicht gnug lesen kann, und deren Würde nicht in Fragmenten, sondern in prächtigen Ehrenmälern glänzen muß.

Macht sich indeß ein handvester Kunstrichter fertig, mich, wenn ich bisweilen geschlum-

mert hätte, bei einer günstigen Stunde, über Bort zu werfen; armer Schlummernder!

o nimium caelo et pelago confiſe ſereno
nudus in ignota, Palinure, jacebis arena.

Wo wird ein Aeneas ſeyn, der dein Grabmaal baue!

Ich werde kaum mehr, als den vierten Theil liefern, weil ich corpulente Autorſchaften nicht liebe. Die Materien alſo, vor denen dieſe nur Vorläufer hätten ſeyn ſollen, werden aufgeſchoben, oder aufgehoben: wie das Publikum will. Ich wollte ſie nennen; allein für wenige werden die Namen lockend ſcheinen: Philoſophie und Aeſthetik: die erſte iſt halb veraltet, die zweite hat man vielleicht noch nicht geſehen.

Jetzt ſezze ich einige kleine Merkſtäbe hin, die vielleicht einigen, die meine Fragmente durchwandeln, oder durchlaufen wollen, nicht zum Anſtoß, ſondern zur bequemern Bahn dienen werden:

p. 21. Michaelis Preisſchrift: vom Einfluß der Sprachen auf die Meinungen, iſt unter dem, was die Deutſchen über die

Spra=

Sprachen philosophirt, gewiß ein Hauptstück. Deutschland hat wenige Männer, von denen man erwarten kann, was er schon geleistet.

p. 22. Bödiker ist hier durch ein Versehen, und die Schriften der übrigen Männer sind zu bekannt, als sie Schülermäßig anzuführen.

p. 27. Ich bin durch die D. Bibliothek auf ein Buch aufmerksam gemacht, das ich jetzt mit Vergnügen durchblättere. Der zweite Theil von dem Essai sur l'origine des connoissances humaines enthält Betrachtungen, die mein Fragment von den Lebensaltern der Sprache sehr ins Licht setzen.

p. 57. Es ist durch eine Reihe von Zufällen gekommen, daß ich Tellers Critik über Cramers Psalmen blos dem Titel nach kenne. Cramer bleibt in meinem Sinne einer der grösesten und verdientesten Schriftsteller, die zur ersten Bildung des deutschen Geschmacks in unserm Jahrhunderte merklich viel beigetragen haben. Auf der Mitte dieser Seite ist bei den Worten: Michaelis wird finden, das kleine Vorwort: ein verloren gegangen,

das in meinem Msc. diesem kühnen Perioden eine entgegengesetzte Wendung gibt. Cramers Psalmen bleiben eine der schätzbarsten Schriften in Deutschland, und ich würde vielleicht ihrer nicht so oft erwähnen, wenn ich gegen sie gleichgültig wäre. Ich betrachte sie so wohl, als den ganzen Abschnitt von deutsch-orientalischen Dichtern, blos im Gesichtspunkt der weltlichen Litteratur.

p. 66. Wer da sagt: daß ich den Deutschen Hexameter abspreche, versteht mich nicht; aber den griechischen, und insonderheit zu Homers Zeiten; den spreche ich ihnen rund ab, bei uns ist er Nachahmung, bey jenen singende Natur.

p. 87-108. Diese Vorwürfe gegen die deutsche Sprache gehören nicht den Litteratur Briefen, sondern dem Journal etranger, das ich aber blos aus ihnen kenne.

p. 109-121. Bei der Zusammensezzung dieser Stellen fehlt manchmal die Einpassung: vielleicht war die ganze Einrückung so nöthig nicht.

p. 136.

p. 136. Ich würde wider mich selbst handeln, wenn ich alles p. 136=138. auf den einen Autor meinete; blos eine ausgelaßne Stelle macht alles schielend. Je mehr ich indessen die religiösen Gespräche ihres Inhalts wegen schätze, desto mehr ist mir der Vortrag zuwider: ich eifre wider das Kleid aus Liebe gegen die Schöne, die es verunzieret.

p. 139. Man nehme den Herzensseufzer auf dieser Seite, als Entschuldigung gegen die Dunkelheit in meinen Fragmenten an.

p. 144. Ich würde meinen claßischen Schriftstellern einen Schimpf anthun, wenn ich ihre Schriften erst anführen müste. Man wird Hagedornen nicht mit dem Dichter verwechseln, von Moser seine ersten Schriften nehmen, Abbt im Styl als einen deutschen Tacitus ansehen, den man lesen, studiren, nicht nachahmen muß, meine Worte von Spalding nicht aus den Gränzen der Litteratur reißen, und die Grundlage zu der Entwerfung des Hamannischen Charakters in seinen Kreuzzügen p. 219. suchen.

p. 207.

p. 207. Der große Mann, den ich hier meine, ist Michaelis, ein Schriftsteller, der über mein Lob erhaben ist. Würden wir seine versprochne Arbeiten, die hebräischen Alterthümer, die Einleitung ins A. T. bald erhalten: so könnte alsdenn vielleicht, ein Gelehrter von Geschmack, Sprachenkänntniß, und Philosophie, aus allen seinen Schriften insonderheit aus seinem Lowth die Grundlinien zur Erklärung der morgenländischen Gedichte entwerfen, die ich p. 287. vorbilde; und diesen könnten die Uebersezzer folgen. Vor der Hand wollen wir seine Schriften desto aufmerksamer nutzen.

p. 296. Man wird dies würklich zu kühne Urtheil in den Schranken nehmen, in denen es der Verf. sagt: auch Irrthümer können verjähret werden, und welche Begeisterung ist verzeihbarer und schöner, als die für die Griechen: vielleicht ist der Verf. selbst in sie gefallen.

p. 298-373. Wenn in meiner Parallele das Raisonnement über den Charakter des Alten nicht vollständig ist; das thut nichts zur Sache. Treu muß die Vergleichung seyn,

und

und nach den Quellen schmecken, so ist der Zweck der Fragmente erreicht.

Sollte jemand meine dritte Sammlung der deutschen Litteratur nachtheilig, und es nach ihrer gegenwärtigen Lage für nothwendiger halten, anzupreisen, als abzuschrecken: der will mich nicht verstehen. Will ich jemand von Känntniß der Alten abhalten, oder ihn in ihrem Studio ermüden, der werfe mein Buch ins Feuer.

Die Druckfehler, insonderheit in den griechischen Stellen wird der Leser dem Verf. nicht anrechnen, der 200. Meilen von seinem Druckort entfernt lebt. Sie machen meine Anführungen in diesem Theil sparsamer, weil ich um einige zu verbessern selbst nicht die Autoren bey der Hand habe. Hier sind einige Druckfehler, so wie sie mir ins Auge fallen.

p. 47. Z. 18. δε lies δ'.
- 49. Z. 11. Calefonium lies Kolophonium.
- 52. Z. 11. Genie l. Genie aber.
- 53. Z. 1. Gesellschaft l. Gesellschaften.
- 60. Z. 15. Alle: ein neuer Abschnitt.
- 105. Z. 10. Diese Inversion: ein neuer Abschnitt.

p. 112.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

p. 112. Z. 4. Pendanterie lies Pedanterie.
116. Z. 15. indem l. in dem.
149. Z. 12. nämlich l. männlich.
161. Z. 13. Guercius l. Guercino.
186. Z. 17. (im Lesen darlegen, die ihm) bleibt weg.
217. Z. 25. Herkuleum l. Herkulanum.
253. Z. 16. der Christ spricht bis: sie zu zeigen.
258. Z. 18. bloßen l. blassen.
272. Z. 5. Pindaricae l. Pindarici.
282. Z. 6. die bis l. die nicht blos bis.
285. Z. 12. Homer l. Sokrates.
298. Z. 19. bis 335. Z. 5. Mönaden l. Mänaden, damit nicht Monaden daraus werden.
309. Z. 13. Die Stelle des Proclus corrigire dir selbst.
333. Z. 3. rief l. wirf.
340. Z. 18. Säulen l. Bildsäulen.
346. Z. 7. deligerunt l. deligarent.
Von Citationen rücke p. 277. ** nach p. 278. Z. 23.
350. citire Th. 5. nicht 16. u. s. w.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

p. 112. Z. 4. Pendanterie lies Pedanterie.
116. Z. 15. indem l. in dem.
149. Z. 12. nåmlich l. månnlich.
161. Z. 13. Guercius l. Guercino.
186. Z. 17. (im Lesen darlegen, die ihm) bleibt weg.
217. Z. 25. Herkuleum l. Herkulanum.
253. Z. 16. der Christ spricht bis: sie zu zeigen.
258. Z. 18. bloßen l. blassen.
272. Z. 5. Pindaricae l. Pindarici.
282. Z. 6. die bis l. die nicht blos bis.
285. Z. 12. Homer l. Sokrates.
298. Z. 19. bis 335. Z. 5. Mönaden l. Månaden, damit nicht Monaden daraus werden.
309. Z. 13. Die Stelle des Proclus corrigire dir selbst.
333. Z. 3. rief l. wirf.
340. Z. 18. Såulen l. Bildsåulen.
346. Z. 7. deligerunt l. deligarent.
Von Citationen rücke p. 277. ** nach p. 278. Z. 23.
350. citire Th. 5. nicht 16. u. s. w.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Herder, Johann Gottfried <<von>>,

Ueber die neuere Deutsche Litteratur

Bd.: 3

Riga 1767

H.lit.p. 223-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10733675-6
VD18 80316808-001